

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Personal-Nachrichten.

Personal-Nachrichten.

Unser allverehrter Ehrenpräsident Wirkliche Geheimrat von Levetzow scheidet am 1. Mai d. J. aus seiner ehrenvollen und verantwortlichen hohen Stellung als Landesdirektor der Provinz Brandenburg aus, um auf seiner Besetzung, Rittergut Gossow im Kreise Königsberg N/M. an seinem, so Gott will, noch recht langen und gesegneten Lebensabend das wohlverdiente Otium cum Dignitate zu geniessen. Als Ehrenpräsident der Brandenburgia wird Excellenz von Levetzow, welcher am 12. September d. J. seinen Siebzigsten Geburtstag feiert, unseren vaterländischen Bestrebungen auch fernerhin zugethan und gewogen bleiben.

An Stelle des Landrats des Kreises Luckau, Freiherrn von Manteuffel auf Rittergut Crossen ist Herr von Levetzow zum Mitglied des Provinzial-Ausschusses, dagegen Herr Freiherr von Manteuffel zum Landesdirektor der Provinz Brandenburg gewählt worden. Das Gehalt des Landesdirektors beträgt 15000 Mark; dazu kommt eine Dienstwohnung, Herr von Levetzow bezieht eine Pension von 13500 Mark. Der Provinziallandtag hat beschlossen, Herrn von Levetzow porträtieren zu lassen, ihm das Bild zu überreichen und eine Kopie im Sitzungssaal des Provinziallandtages aufhängen zu lassen. Freiherr von Manteuffel, Sohn des verstorbenen Minister-Präsidenten, ist bekanntlich beim Umschwunge in der konservativen Partei der Führer der letzteren an Stelle des Herrn von Helldorf geworden. Er gehört dem Reichstage und dem Herrenhause an, in welchem letzterem er als erster Vicepräsident fungiert. von Manteuffel ist 1844 in Berlin geboren. Nach dem Universitätsbesuche war er seit 1866 Husarenoffizier. Landrath wurde er 1872. Er ist Mitglied der Generalsynode und war bisher auch Generaldirektor der Landfeuersocietät für die Kurmark und Niederlausitz.

Am 26. Februar sprach der Herr Oberpräsident Dr. von Achenbach im Brandenburgischen Provinziallandtag u. A. folgende die Versammlung tief ergreifenden Worte:

„Zum Abschiede unsers hochgeliebten Landesdirektors. Wir haben uns bemüht, ihn zu halten, aber er hat auf seinem Abschied bestanden. Er weiss auch, dass nicht bloss dieses Haus, sondern die ganze Provinz ihn mit den herzlichsten Wünschen auf seinen ferneren Lebensweg be-

„gleiten. Wir alle erflehen auf ihn und sein Haus Gottes Segen; möge
 „der Segen, der auf ihm ruht, auch seinem Nachfolger zu teil werden,
 „damit er auf denselben Bahnen weiter wandle. Möge die Thätigkeit
 „desselben für die Provinz so gesegnet sein, wie die seines Vorgängers.
 „Das ist mein Wunsch, mit dem ich die Tagung schliesse.“

Diesen Wünschen schliesst sich die Brandenburgia von ganzem
 Herzen an.

Der Vorstand.

15. (5. öffentl.) Versammlung des IV. Vereinsjahres

Mittwoch, den 26. Februar 1896, abends 7 $\frac{1}{2}$ Uhr.

im Bürgersaale des Rathauses.

1. Der Vorsitzende Geheimrat E. Friedel teilt mit, dass dem Ersten Schriftwart Herrn Ferdinand Meyer zu seinem 70. Geburtstag am 7. Februar d. J. gratuliert worden sei und wiederholt, unter Verweisung auf den nachfolgenden Lebensgang, die Glückwünsche der Brandenburgia.

Ferdinand Meyer wurde als der Sohn eines Tierarztes am 7. Februar 1826 zu Charlottenburg, dem damaligen dritten Berliner Landrevier, geboren. Zwei Jahre darauf siedelte er mit seinen Eltern nach der Hauptstadt über und besuchte, nach erlangter Vorbildung das Gymnasium zum grauen Kloster, dem damals Direktor Ribbeck vorstand, während als Lehrer Männer von klangvollem Namen: die Professoren Zelle (Vater des heutigen Herrn Oberbürgermeisters), Liebetreu, Bellermann, Wille, Leyde und Larso, Bloch und Schütz, der Schreiblehrer und Kalligraph par excellence, als Lehrer wirkten.

Nach dem Verlassen der Anstalt trat M. als Buchhalter in Stellung, bis er am 1. Juli 1851 seine Beamtenlaufbahn beim Königlichen Polizei-Präsidium begann. Auf Befürwortung des Polizei-Präsidenten v. Zedlitz wurde ihm unterm 2. Juli 1859 durch Allerhöchste Verordnung die ausnahmsweise Anstellungsberechtigung für den Staatsdienst verliehen.

Zu seiner vielseitigen Beschäftigung, in der er sich, wie die Behörde ihm später attestierte, stets treu, gewissenhaft und umsichtig mit den besten Erfolgen bewährte, gehörte u. a. die ihm übertragene alleinige Gesamtzusammenstellung der im Jahre 1864 noch von dem Polizei-Präsidium bewirkten Berliner Volkszählung, die eine Civilbevölkerung von 614 164 Seelen und einen Militairstand von 18 128 Köpfen ergab. Bei dieser Gelegenheit stellte Meyer zum ersten Male die Zahl der geborenen und in ihrer Vaterstadt lebenden Berliner fest, wobei sich ergab, dass jeder dritte Einwohner hier das Licht der Welt er-

blickt hatte. Das damalige „Familienhaus“ im sogenannten Vogtlande wies allein 385 Familien mit 1552 Bewohnern auf, von denen 1282 geborene Berliner waren. Häuser, die lediglich von geborenen Berlinern bewohnt wurden, gab es nur zwei mit einem bzw. zwei derselben.

Das Resultat dieser Ergebnisse teilte Meyer in der am 8. April 1865 abgehaltenen Sitzung des von ihm und seinem Schulfreunde Dr. Julius Beer im Januar jenes Jahres ins Leben gerufenen „Vereins für die Geschichte Berlins“ mit, an dessen Spitze der Oberbürgermeister, Regierungs-Präsident a. D. Seydel stand, während M. als zweiter Schriftführer fungierte.

Am 1. Juli 1866 nun trat derselbe in den Dienst unserer Städtischen Behörde, noch jetzt daselbst in Körper- und Geistesfrische seines Amtes waltend.

Als späterer Hauptschriftwart des genannten Vereins wurde ihm am Tage der Feier des 25jährigen Bestehens desselben, am 25. Januar 1890, der von Sr. Majestät dem Kaiser Allergnädigst verliehene Kronenorden IV. Klasse durch Se. Excellenz den Herrn Kultusminister von Gossler im Festsale des Rathauses übergeben. Die Anzahl der bis dahin von M. im Verein gehaltenen Vorträge belief sich auf nahezu einhundert.

Wenden wir uns nun der litterarischen Thätigkeit des Jubilars zu, so befinden sich von ihm Aufsätze zur Geschichte Berlins schon vor 40 Jahren in der „Vossischen Zeitung“, zu deren Mitarbeitern er noch jetzt gehört. Namentlich erschienen seine Berichte über die Vereinssitzungen regelmässig und ausführlich.

Im Jahre 1875 erschien unter seiner und George Hiltls Herausgabe die von beiden begründete vaterländische Zeitschrift „Der Bär“, deren Mitarbeiter M. noch jetzt ist.

Seit Begründung der „Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg zu Berlin“, im März 1892, fungiert M. als erster Schriftwart derselben.

Von seinen herausgegebenen Schriften seien angeführt:

„Berühmte Männer Berlins und ihre Wohnstätten“. (Berlin 1875 — 1877.)

„Das Berliner Schuhmachergewerk. Denkschrift zum 600jährigen Jubiläum desselben, am 2. Juni 1884.“

„Daniel Chodowiecki, der Peintre-Graveur“. Mit zahlreichen Illustrationen aus dem nahezu vollständigen, im Besitze des Verfassers befindlichen Chodowiecki-Werk. Berlin, 1888.

„Der Berliner Thiergarten, von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart“. Mit Abbildungen. Berlin, 1893.

Seit nunmehr 20 Jahren zum anderen Male verheiratet, huldigt der Jubilar, der in früher Jugend noch mit dem „alten“ Schadow persönlich in Berührung gekommen war, auch den bildenden Künsten.

Nicht nur als „glücklicher Sammler“; denn manche altberlinische Stätte, von seiner Hand im farbigen Bilde festgehalten, blickt von den Wänden seines traulichen Heims herab.

2. Der Vorsitzende Friedel lässt das kürzlich erschienene dichterische Sammelwerk: „Die deutschen Mundarten. Auserlesenes aus den Werken der besten Dichter alter und neuer Zeit, herausgegeben von C. Regenhardt. I. Theil: Niederdeutsch“. Berlin, 1896, mit empfehlenden Worten cirkulieren. Die Zusammenstellung ist geschickt veranstaltet und giebt eine treffliche Auslese, bei der Brandenburg mit der Altmark, Berlin, der Priegnitz, Uckermark und Neumark vertreten ist. Unser Mitglied Frl. Wilhelmine Weyergang (Schriftstellernamen: Ellen Lucie) hat, als Dialekt-Dichterin, aus der Nachbarprovinz Pommern zwei Beiträge geliefert. Eine Besprechung der Sammlung aus der Feder des Frl. Elisabeth Lemke wird demnächst im Monatsblatt veröffentlicht.

3. Herr Hermann Busse, Techniker in der hiesigen Keibel'schen Fabrik, ein eifriger Sammler und glücklicher Ausgrabungsforscher im Gebiet der märkischen Vorgeschichte, hat der Brandenburgia die nachfolgenden, dankend angenommenen 2 Fundberichte übersendet.

A. Ueber den Heiligen Brunnen bei Dannewitz, Kreis Ober-Barnim.

Bei meinen meist vorgeschichtlichen Untersuchungen, die sich auf Berlin benachbarte Kreise erstrecken, hörte ich vor mehreren Jahren in den Dörfern Rüdnitz und Dannewitz, Kreis Ober-Barnim, von einem grösseren Stein-Urnenfund in den Dannewitzer Fichten. Meine Forschungen ergaben, dass der Bauer Freitag mit 2 Knechten bei einer Brunnen-ausschachtung diesen Fund gemacht hatte. Im Frühjahr 1895 hörte ich in Dannewitz, dass leider der Bauer Freitag und einer seiner Knechte verstorben sei und dass der andere Knecht nach Rüdnitz verzogen. Letzteren gelang es mir aufzufinden und ging dieser mit mir im Dezember 1895 nach der Fund-Stätte, die im Volksmunde „Heiliger Brunnen“ oder „Freitags Pfuhl“ oder „Tränke“ genannt wurde und aus einem 80—100 Fuss langen und breiten und 10—12 Fuss tiefen Kessel besteht, in dem sich unten im Winter wie im Sommer Wasser befindet. Mein Gewährsmann, mit Namen Kessel aus Rüdnitz, berichtete mir, dass sie damals das Ganze zu einer Vieh-Tränke eingerichtet hätten. Bei Vertiefung des Wassers fanden sie mehrere etwa 5—6 Fuss lange eichene Holz-Kloben, glatt gearbeitet, die so fest waren, dass sie mit ihren gewöhnlichen Werkzeugen kaum zerkleinert werden konnten. Mit der Säge kamen sie nicht durch. Bei der fortgesetzten Erweiterung des Wasser-Beckens mussten sie alsdann sehr viel Erde auskarren und fanden sie nun, circa 3—4 Fuss östlich seitwärts über die Wasserfläche

8—10 ganz regelmässig gelegte glatte Steinkisten, dazwischen Thon-Gefässe und darin Knochen. Einige davon nahmen sie mit nach Dannewitz, sie gingen aber sehr leicht entzwei und wurden dann nicht weiter beachtet. Ich sondierte nun ringsherum die Erde, konnte jedoch nichts entdecken. Auch die damals herausgeschaffte Erde wurde teilweise durchsucht und fanden sich hierbei einige frühgermanische Thonscherben, ohne jedes Ornament auch fanden sich noch zwei Steinplatten, glatt und flach zugehauen, circa $1\frac{1}{2}$ Fuss lang und 3 Zoll dick. Immerhin bestätigte das Wenige das vorher Gesagte.

Der Fundort liegt 200 Schritt östlich von einer alten Landstrasse, die von Alt-Landsberg über Seefeld und Wilmersdorf nach Biesenthal führt, auf Dannewitzer Gebiet, $\frac{3}{4}$ Kilometer nördlich vom Wege, der von Tempelfelde nach Rüditz bzw. Ladeburg geht; das Vorwerk Albertshof liegt $\frac{1}{2}$ Kilometer südwestlich und links von ersterer Strasse. Früher waren dort kahle Sandhügel, jetzt stehen Fichten rundherum. — Wasser ist stundenweit ringsherum nicht vorhanden. — Meine Ansicht ist, dass man es hier mit einem vorgeschichtlichen Brunnen zu thun hat, in dessen nächster Nähe Kisten-Gräber eingebaut waren, der Name „Heiliger Brunnen“ zeugt auch dafür.

B. Ein alter Friedhof am Dämeritz-See bei Erkner, Kreis Nieder-Barnim.

Wenn man von Erkner über die Brücke einige Minuten auf der Strasse nach Neu-Zittau geht, führt westlich ein Weg in 8 bis 10 Minuten über den Bretterschen Graben zu einem Plateau, das im Norden und Westen vom Dämeritz-See, im Süden und Osten von den Spree-Wiesen begrenzt wird. An der Südostseite des Dämeritz-Sees liegt die kürzlich entstandene Kolonie „Seebad“ bestehend aus circa 8—10 kleineren und grösseren Landhäusern. Auf dem Grundstück des Bade-Besitzers Herrn Schade fand man im Frühjahr 1895 mehrere Menschen-Schädel und Teile von solchen. Ich untersuchte nun die Sache und konstatierte, dass am Abhang nach dem See viel Land zu Neubauten abgekarrt war und hierbei wurden die Schädel blosgelegt. Ich grub nun weiter und fand, dass die anderen Teile der menschlichen Skelette zum grössten Teile noch metertief im Sande steckten, die Arm- und Bein-Knochen teils noch gut, teils weniger gut erhalten. Schädel fanden sich nicht mehr, doch kamen 4—5 stark verrostete Nägel mit etwas Spuren vom Holz (also vom Sarg?) zum Vorschein. Die Skelett-Reihe erstreckt sich auf das Nachbar-Grundstück (des Herrn Thade) weiter. Ich fand auch im Sande am See-Abhang einige gute Exemplare von Feuerstein-Messern. Die Arm- und Bein-Knochen liess ich zum Aufbewahren bei Herrn Schade. Auf dem Plateau zerstreut, namentlich nach der Seeseite hin, liegen eine Menge von germanischen Gefäss-Scherben. Ich möchte noch hinzufügen, dass im vorigen

Jahrhundert Friedrich der Grosse in und um Erkner, auch hier auf dem Plateau am See Kriegs-Invaliden ansiedelte, die aber später sich etwas weiter südöstlich an der Strasse nach Neu-Zittau aufbauten und hier die Colonie Neu-Buchhorst gründeten. Sollten erstere Gräber nicht von den früheren Kolonisten herkommen?

4. Herr E. Friedel legt demnächst auf Wunsch des Verfassers vor; Dr. Max Fiebelkorn: Geologische Ausflüge in die Umgegend von Berlin. Berlin, 1896. Ferd. Dümmler's Verlag, indem er auf die Besprechung dieses willkommenen, geologischen Führers seitens des Herrn Dr. Eduard Zache verweist.

5. Dgl. unter Bezugnahme auf den heut Abend zu gewärtigenden Vortrag des Herrn Dr. Paul Gräbner, dessen „Studien über die Norddeutsche Heide. Versuch einer Formationsgliederung“. Leipzig 1895, welche Herr Dr. Carl Bolle im diesjährigen Monatsblatt S. 284 bereits besprochen hat.

6. Der 2. Vorsitzende teilt den nachfolgenden Aufruf zu Beiträgen für ein Brunold-Denkmal (vgl. Monatsblatt Jahrg. III. 1894/95 S. 5) mit.

F. Brunold (August Ferdinand Meyer), der Dichter des vielgesungenen „Grab auf der Heide“, das in der volkstümlichen Sangesweise Wilh. Heisers sich in allen liederfrohen Herzen diesseits und jenseits des Oceans einen Platz erworben, ist am ~~27. Februar~~ 1894 im hohen Alter von 82 Jahren zur letzten Ruhe gegangen. Weit und breit, in allen Erdteilen, überall, wo deutscher Sang noch eine fröhliche Stätte findet, ertönen seine Lieder; über hundert derselben sind von den ersten Sangesmeistern, wie Abt, Tschirch, Heiser, Löwe, Kücken, in Musik gesetzt. Kein deutscher Gesangsverein existiert, der mit Brunold's Liedern nicht die Herzen seiner Hörer erfreut hätte.

Dem tiefgemütvollen Lyriker, der die Natur so innig belauscht und den deutschen Wald so herrlich besungen, dem Sänger der Mark Brandenburg, insbesondere der sagenreichen Höhen und Wälder um den Werbellin-See, dem eifrigen Forscher altmärkischer Geschichte, dem verdienstvollen Jugendschriftsteller beabsichtigen Freunde und Verehrer, in dem nahe Berlin gelegenen märkischen Städtchen Joachimsthal, wo Brunold ein Menschenalter hindurch als Lehrer der Jugend gewirkt, ein einfaches, dem schlichten Wesen des Heimgegangenen entsprechendes Grabdenkmal zu errichten.

An alle Freunde und Verehrer des Dichters ergeht daher die herzliche Bitte um Beiträge für ein

Brunold - Denkmal.

Insbesondere wenden wir uns an die Berufsgenossen des entschlafenen Dichters, die deutschen Lehrer, vor allem aber an die Sangesfreunde

und Gesangvereine, die seine Lieder so oft gesungen und noch singen, mit der Bitte um Gaben für den bezeichneten Zweck. Namentlich die Gesangvereine könnten uns durch Veranstaltungen von Concerten, die litterarischen Vereinigungen durch Veranstaltungen von „Brunold-Abenden“ sehr wirksam unterstützen. Mögen alle Freunde des gemühtiefen deutschen Volksgesanges es als eine Ehrenschild betrachten, beizutragen an einem sichtbaren Zeichen der Liebe für einen deutschen Sänger, der zur Pflege des deutschen Gemüthslebens so viel beigetragen und mit seinen Liedern so vieler Tausender Herzen in Leid und Lust erfreut hat.

Beiträge zum Denkmalsfonds werden an Herrn Geh. Regierungsrat, Stadtrat Ernst Friedel, Berlin NW., Paulstrasse 4, erbeten. Zur Beantwortung etwaiger Anfragen hat sich Herr Hermann Müller-Bohn, Steglitz bei Berlin, Schildhornstrasse 98, freundlichst bereit erklärt.

Felix Dahn, Breslau. M. Deutschländer, Handelsschuldirektor, Hamburg. Professor Dr. Ehling, Deutsch-Krone. Theodor Fontane, Berlin. Ernst Friedel, Geheimer Regierungsrat und Stadtrat, Berlin. Rich. George, Redacteur des „Bär“, Berlin. W. Handwerg, Musikdirektor und Komponist, Berlin. Wilh. Heiser, Kgl. Musikdirektor und Komponist, Friedenau bei Berlin. Hermann Jahnke, Lehrer und Schriftsteller, Berlin. Prof. Joseph Kürschner, Geh. Hofrat, Eisenach. Hermann Müller-Bohn, Lehrer und Schriftsteller, Steglitz bei Berlin. Ewald Müller, Lehrer und Schriftsteller, Kottbus. Dr. Ludwig Salomo, Schriftsteller, Elberfeld. Adolf Scharlipp, Bureauvorsteher, Berlin. Prof. Dr. W. Schwartz, Geh. Regierungsrat, Berlin. Christian Schmitt, Lehrer und Schriftsteller, Strassburg i. E. Heinrich Sohnrey, Herausgeber des „Land“, Steglitz bei Berlin. Albert Träger, Rechtsanwalt und Reichstagsabgeordneter, Berlin. Karl Vollrath, Chefredakteur der „Volkszeitung“, Berlin. Ernst Wichert, Kammergerichtsrat und Schriftsteller, Berlin. Ernst von Wildenbruch, Berlin.

7. Herr E. Friedel spricht demnächst:

Über die Ursache der Verunreinigung des Berliner Leitungswassers im November 1895.

Um die Mitte des Novembers vorigen Jahres zeigte sich einige Tage hindurch das Berliner Leitungswasser im Norden, Nordwesten und Westen unserer Haupt- und Residenzstadt derartig verunreinigt und von fauligem Geschmack, dass lebhaftige Klagen von den verschiedensten Teilen jener Stadtgegenden bei der Centralstelle einliefen. Dank den thatkräftigen Bemühungen der Verwaltung ist dem Übelstande binnen kurzer Zeit abgeholfen worden; auch ist anzuerkennen, dass das K. Polizeipräsidium sich sofort mit der Untersuchung des infizierten Wassers beschäftigte.

Dass dasselbe nicht von den Müggelseewerken, welche hauptsächlich den Osten und Südosten unserer Stadt mit Trinkwasser versorgen, her Stamme, liess schon das geschilderte örtliche Auftreten der Verunreinigung erkennen. Alle Erscheinungen wiesen vielmehr auf die Bezugsquelle des Tegeler Sees hin, wo denn auch zweifelsohne der Sitz des Übels gefunden worden ist.

Über die Ursache des letzteren gingen die Ansichten auseinander; während der chemische Sachverständige Dr. Bischof annahm, dass irgend welche Theerdestillate vielleicht von Schiffen aus auf die Oberfläche des Tegeler Sees und durch die Sanger der Städtischen Werke zu Tegel in die Wasserspeisungsröhren gelangt seien, äusserte sich der Städtische Betriebsingenieur Piefke von vornherein ganz richtig dahin, wie der hohe Ammoniakgehalt des von ihm untersuchten verjauchten Wassers andeute, dass es längere Zeit mit stickstoffhaltigen organischen Verbindungen, welche fast garnicht in niederen Pflanzen (Algen), wohl aber in tierischen Kadavern (kleinen Fischen, Schnecken pp.) aufgestapelt sind, in Berührung gekommen sei.

Mir ist, aus gleich zu erörternden Gründen, kein Augenblick ein Zweifel gewesen, dass kleine Lebewesen und zwar fast ausschliesslich die von mir in unserm Monatsblatt III. Jahrgang 1894/95 Seite 142 aufgeführten Schafklauen-Muscheln (*Dreissena*, *Congeria*] *polymorpha* van Beneden (gleich *Tichogonia* [*Mytilus*] *chemnitzii* Rossmässler) der Sündenbock gewesen seien.

Diese Schafklauen-Muschel*) ist wegen gewisser anatomischer Eigenschaften und wegen der geographischen Ausbreitung die interessanteste unter allen norddeutschen Süsswasser-Muscheln.

Sie hat äusserlich Ähnlichkeit mit der als wohlschmeckende Speisemuschel in Berlin seit Jahrzehnten mehr und mehr beliebten Miesmuschel (*Mytilus edulis* Linné), welche vor der Erwerbung Schleswig-Holsteins fast nur von der Nordsee in der gestreiften Abart (*Mytilus galloprovincialis*) meist aus Ostende zu uns kam, seitdem aber in der Hauptsache aus der westlichen Ostsee, vornehmlich aus Kiel und Apenrade bezogen wird, wo man diese Tiere domestiziert und an ins Meer getriebenen schwachen Pfählen (daher auch die Tiere Pfahlmuscheln genannt werden) gewissermassen künstlich züchtet.

Wie die riesenhafte Steck- oder Schinken-Muschel (*Pinna***), so sondert die Miesmuschel, die ihr nahestehende Bartmuschel (*Modiola*

*) In Ungarn heissen die versteinerten Dreissenen aus den tertiären Congerien-Schichten ganz ähnlich „Ziegenklauen“, vgl. Ed. v. Martens: Die Weich- und Schalthiere. Leipzig und Prag 1883 S. 188.

**) *Pinna squamosa* Gmelin, schuppige Steckmuschel und *P. nobilis* Linné edle Steckmuschel, im Mittel- und Adriatischen Meer. In Abbazia bei Fiume am Quarnero habe ich während des Mai 1895 diese riesigen dünnen Muschelschalen,

barbata Linné), die echte Perlmuschel (*Avicula margaritifera* Linné), die Feilenmuschel (*Lima*) und unsere Schafklauen-Muschel aus einer Furche in ihrem Fuss, in welche viele Drüsensäcke münden, durch letztere einen klebrigen, im Wasser fadenziehenden und erhärtenden Stoff ab. Indem der Fuss nun, wie Ed. v. Martens a. a. O. S. 168 beschreibt, mit seiner Spitze einen fremden Gegenstand berührt und sich dann wieder zurückzieht, bleibt ein wenig Klebstoff dort haften und zieht sich zu einem Faden aus, der mit dem anderen Ende am Fuss befestigt bleibt, also dem Wesen nach dasselbe wie das Fadenspinnen der Spinnen. Durch Wiederholung desselben Vorganges vermag sich die Muschel mittels zahlreicher solcher Fäden, Byssus genannt, an fremden Gegenständen zu befestigen, gleichsam vor Anker zu legen. Man kann diejenigen Muscheln, welche dies thun, an den Schalen daran erkennen, dass die Schalenränder irgendwo im untern vorderen Teil nicht dicht aneinander schliessen, sondern eine kleine Lücke zwischen sich lassen, durch welche auch bei geschlossener Schale die Befestigungsfäden hindurchtreten. Dieses Fadenspinnen kann aber auch zur Fortbewegung dienen, indem die Muschel die Fäden willkürlich an ihrem Ursprung wieder verflüssigen und ablösen kann; wenn sie nun stets die am meisten rückwärtsbefestigten ablöst und nach vorn neue spinnt, vermag sie dadurch allmählig vorwärts zu rücken und namentlich ihrer Schwere entgegen an senkrechten Gegenständen aufwärts, indem sie dabei in jedem Augenblick durch eine Anzahl Fäden befestigt bleibt. Einige Arten der verwandten Gattungen *Modiola* und *Lima* benutzen auch diese Fähigkeit, um sich eine lockere Hülle aus Seegrassblättern oder kleinen Steinchen und Schalenbruchstücken zu machen, die sie mittels ihrer Fäden zusammen spinnen. Die Stelle der Spinndrüse nahe dem oberen Ende des Fusses, an dessen Unter- oder Hinterseite entspricht dem Rücken des nach hinten gestreckten Fusses der Schnecken und so lässt sich die Absonderung des Byssus mit der Bildung des bekannten hornigen Deckels bei vielen Schnecken (meistens Meeresschnecken, aber auch bei Süßwasserschnecken und selbst einigen Landschnecken [z. B. *Cyclostoma*]) vergleichen, um so mehr als bei einigen Muscheln (z. B. der Archen-Muschel, *Arca*) die Masse sich nicht in Fäden teilt, sondern einen dicken Pflöck bildet.

Ich habe die uns in Sachen unserer Städtischen Wasserwerke in erster Linie angehenden Schafklauen-Muscheln seit dem Jahr 1850 unaus-

deren glänzende Innenseiten mit Ölmalereien bedeckt werden, vielfach verkäuflich gesehen. Im Kgl. Museum für Naturkunde zu Berlin befindet sich ein Paar Handschuhe aus dem Byssus der Steckmuschel des ionischen Meeres gewebt, welche der Bischof von Tarent dem König Friedrich Wilhelm IV., wie dieser als Kronprinz Italien bereiste, geschenkt hat. Sie fühlen sich gleich Seide an, sind gelbbraun glänzend und werden von Insekten nicht angefressen.

gesetzt im Aquarium gehütet, auch beobachtet und kann darnach feststellen, dass in einigen, wie wohl nicht gerade häufigen Fällen, Exemplare von mittlerer Grösse, welche auf Steinen oder anderen Muscheln (*Unio* und *Anodonta*) sassen, sich loslösten und nach einiger Zeit an der Glaswand ihres Gefängnisses befestigt erschienen. Pflückt man die lebenden Dreissenen von ihrer Unterlage etwas gewaltsam ab, so reisst nicht selten der Byssus von der Drüsensack-Furche ab und bleibt an dem Stein, der Muschel u. s. w. haften. Mir scheint, dass die Dreissene dies häufig nicht verträgt, vielmehr bald hernach eingeht. Die Schalen toter Dreissenen lösen sich von ihrem an der Muttermuschel haften bleibenden Byssus sehr leicht ab. Ist die Unterlage hier eine andere Muschel, z. B. die viel grössere Malermuschel, so sehen letztere von dem anhaftend bleibenden braunschwarzen ziemlich weichen Byssus-Polstern ganz zottig aus und die Fischer meinen ganz zu Unrecht, dass dieser Byssusbart zu der Malermuschel oder *Anodonta* gehöre und dass dies sehr bejahrte, im Alter bärtig gewordene Malermuscheln pp. seien, so wie die Fischer von alten, Wucherungen auf dem Kopf zeigenden Karpfen sagen, dass diesen „Moos“ auf dem Kopfe wachse („bemooste Karpfen“).*)

Während die miesmuschelartigen Zweischaler die ausser einem grösserem Schliessmuskel hinten, noch einen zweiten kleinern, vordern, dicht unter den an das Vorderende der Schale gerückten Wirbeln besitzen, noch eine wenn auch beschränkte Art von Fortbewegung kennen, ist die bekannte Lieblingsspeise der Feinschmecker, die nur mit einem Schliessmuskel ausgestattete *Auster* (*Ostrea edulis* Linné, *O. hippopus* Lamarck u. s. f.) dazu verdammt, wenn sie nicht zufällig etwa äussere Gewalten (Wind, Wellen, Schleppnetze) wieder losreissen, an dem fremden Gegenstände zeitlebens haften zu bleiben, an welchen sie sich in frühester Jugend selbst angekittet hat.

Ich lege Ihnen zur Verdeutlichung ausser einer ganzen Folge der Dreissenen in verschiedenen Entwicklungsstadien tot und lebend, ein Exemplar der gemeinen *Auster* (*Ostrea edulis* Linné) aus der Nordsee vor, welches sich auf einer Schale der gemeinen Herzmuschel (*Cardium edule* Linné) angeheftet hat und neuen Exemplare derselben Art und der blätterigen *Auster* (*O. lamellosa* Brocchi), welche ich in dem Austerschonrevier des Lido bei Venedig im Adriatischen Meere 1895 im Mai gesammelt habe; die sehr zierlichen Schälchen sind fest auf Schnecken- und Muschelschalen angekittet.**)

*) Allen älteren Berlinern sind die berühmten „bemoosten“ alten Riesenkarpfen des Charlottenburger Schlossgartenteichs in der Erinnerung, welche in den siebziger Jahren bei starkem Frost, als man das Lulmenhauen nicht gehörig besorgt hatte, aus Mangel an Luft elendiglich erstickten.

***) Die echte Perlmuschel (*Avicula* [*Meleagrina*] *margaritifera*) obwohl zu den Einmuskeln (*Monomya*) gehörig unterscheidet sich von Austern, wie erwähnt, dadurch, dass sie sich nicht festkittet, sondern mit Byssusfäden anspinnt.

Die vorsorgliche Mutter Natur hat aber sowohl bei den miesmuschelartigen Muscheln (*Dimya*), zu denen unsere „Schafklau“ gehört, wie bei den Austern dafür gesorgt, dass sie ein Entwicklungsstadium durchmachen, in welchem sie beweglicher sind und sich ihren künftigen Hauswirt, auf dem sie sich ansiedeln, beliebig auswählen können. Diese Muscheln durchleben nämlich, sobald sie die Muttermuschel verlassen, noch einen Larvenzustand, in welchem sie mittels Wimperbewegungen im Wasser frei umherschwimmen und sich auf demjenigen Object, welches sie als Träger ihrer selbst für's Leben wünschen, niederlassen können. Sie klammern sich hier fest und verwandeln sich dabei erst durch einen Umwandlungsprozess in die eigentliche Muschel, welche sich nunmehr ihrer Unterlage anpasst.

Dieser eigenartige biologische Vorgang ist es, welcher bei dem massenhaften Eindringen der Schafklauen-Muschel in die Saugerohre und Zuleitungen unserer Wasserwerke am Tegeler- und Müggel-See den eigentlichen springenden Punkt bildet.

Allerdings sind diese Saugerohre, an der Öffnung mit welcher sie in das Seewasser eintauchen, mit einem Maschengitter versehen, welches das Eindringen grösserer Körper (Fische, Borke, Wasserpflanzen, Korke u. dgl.) verhindert, zu eng dürfen die Maschen aber selbstredend nicht sein, damit nicht der Zufluss des Wassers gehemmt wird. In der Muschellaichzeit gehen nun die Larvenschwärme am Ufer auseinander, um sich dort Wohnstätten zu suchen, da sie in der Tiefe des Sees nicht leben. Bei dieser Gelegenheit gerathen sie in den Saugestrudel der Wasserleitungsröhren und werden durch die Vergitterung derselben hinein gerissen. Sie heften sich an den Wandungen der grossen Rohre fest und gründen dort weit ausgedehnte Kolonien aus Hunderttausenden und aber Hunderttausenden bestehend. Obwohl sie in der Freiheit das Licht lieben, kommen sie im Dunkeln der Röhren fort, da ihnen dort beständig fliessendes Wasser und mit demselben ihre mikroskopische Nahrung zugeführt wird. Sie wachsen nebeneinander gesellig dicht gedrängt sehr gleichmässig, erreichen aber so weit ich gesehen, niemals die etwa bis 40 mm gehende äusserste Länge unter günstigsten Verhältnissen im freien Wasser lebender Individuen. Sie bleiben also in den Röhren gleichsam in einer Art von Verkümmern.

Als ich im Jahre 1894 die unter der ausgezeichneten Leitung des Professor Dr. Johannes Frenzel stehende biologische und Fischerei-Station Müggelsee besuchte, welche der Deutsche Fischerei-Verein unter den Auspizien seines Präsidenten Fürsten zu Hatzfeldt-Trachenberg Durchlaucht angelegt hat und welche unmittelbar mit den dortigen Berliner Wasserwerken grenzt, so fiel mir ein Muschelkegel auf, etwa einen Meter hoch und an der Grundfläche im Durchmesser eben-

falls einen Meter messend, welcher lediglich aus kleinen Schafklauen-Schalen bestand. Dieselben waren meist lebendig und nur winzig gross, obwohl anscheinend ziemlich alt, nämlich durchschnittlich nur 10 bis 12 mm lang, nicht mit der üblichen grauen Grundfarbe und den dunkeln Zickzackbändern darauf, welche die im freien Wasser wachsenden jungen bis mittelgrossen Schafklauen auszeichnen, sondern einfarbig dunkel, fast wie Miesmuscheln, gefärbt, wie dies durch den Ausschluss des Lichts in den Röhren der Wasserleitung veranlasst wird.*)

Dieser Muschelberg war aus den Saugerohren der Müggelwasserleitung herausgeschabt. An und für sich schaden die Schafklauenmuscheln in den Rohren nichts, wenn man etwa davon absieht, dass sie das Profil (die Seele, das Kaliber) derselben ein wenig verengen, folgeweise den Wasserzufluss etwas verringern, im Gegenteil, da die Schafklauen nur in reinem Wasser leben, so sind sie sogar ein Beweis für die Güte des Rohwassers, welches zur Filtration gelangt.

Wie aber, dachte ich mir, wenn diese ungeheure Menge lebender Tiere einmal plötzlich abstirbt, was unter Umständen schnell vor sich gehen kann? Alle tierischen Organismen, die zwischen den alsdann faulenden Muscheln haften, geraten ebenfalls in Zersetzung und dies kann unter Umständen eine bedenkliche Verunreinigung des Wassers zur Folge haben, wenn auch die Verjauchung bei der grossen Menge des fliessenden Leitungswassers im Verhältnis zu jenen Zersetzungsprodukten derartig verdünnt wird, dass sie der Gesundheit der betreffenden Trinkenden kaum gefährlich werden kann.

Ein solches Massensterben der Schafklauen-Muschel ist aber bisher weder in den älteren Tegeler Werken noch in den jüngeren Müggelwerken beobachtet worden. Der Grund ist mir auch hier garnicht zweifelhaft. Die Schafklauen vertragen, wie alle Muscheln, obwohl sie Wassertiere sind, lange Zeit eine Trockenheit, vorausgesetzt, dass sie nicht gleichzeitig der Sonne ausgesetzt sind oder in dumpfen, schlecht ventilierten Räumen lagern. Man sieht dies an den Austern und Miesmuscheln, welche namentlich wenn sie derart zusammen gepresst werden, dass sie die Schalen nicht öffnen können, sich wochenlang lebendig erhalten lassen.

In Bezug auf die Lebensfähigkeit der Schafklauen-Muscheln habe ich seit vielen Jahren die mannigfaltigsten Beobachtungen gesammelt. In stehenden kleinen Gewässern kommen sie nicht fort, wohl aber in Landseen ohne Strömung, weil deren Wasser durch den Wind namentlich

*) In den tiefsten und dunkelsten Stellen des morastigen Lößnitzflusses zwischen Erkner und Fangschleuse, Kreis Nieder-Barnim, zeigten sich die jungen Dreissenen, wie wir bei einer von der Biologischen Station am 11. August 1895 veranstalteten Fischereipartie sahen, ebenfalls dunkel gefärbt. Ursache: mooriger Boden und tiefes, dunkles Wasser.

in der Uferzone, welche von den Dreissenen bewohnt ist, genügend bewegt wird. Ströme sind ihre eigentliche Heimat, in denselben haben sie, wie wir weiterhin sehen werden, geradezu erstaunliche Wanderungen zurückgelegt.

Im Aquarium halten sie sich, wenn es bewegt und fleissig durchlüftet wird, ganz gut, sonst daselbst weniger gut, am leidlichsten noch im Aquarium schwimmend an Borke und Rohrstengeln, weil sie dann mit dem ihnen nachteiligen Pflanzenbrei, Schlamm und anderen Abgängen am Boden unzureichend gereinigter Aquarien-Behälter nicht in Berührung kommen. Die Dreissenen*) siedeln sich nicht selten in solchen Mengen auf lebenden grossen Muscheln (*Anodonta* und *Unio*) an, dass die Wellen sie herauspülen und ans Ufer werfen. Nach Stürmen wirft der Müggel- und der Tegel-See die Dreissenen zu Millionen an den Strand. Sie bilden dort Bänke, die unteren Schichten können sich etwa vier Wochen lebend erhalten, die der Sonne ausgesetzten sterben schon nach wenigen Tagen und alsdann miteins ab.

Unter mittleren Verhältnissen vermögen die Schafklauenmuscheln wohl 14 Tage Trockenheit zu vertragen; in den trocken gelegten Saugerrohrleitungen zu Tegel hatten aber die Dreissenen vom 19. October bis 13. November d. h. etwa 27 Tage ohne Zufuhr frischen Wassers aushalten müssen und dies ging über ihre Leistungsfähigkeit. Der unter dem 10. December 1895 abgestattete interessante Bericht der Deputation für die Städtischen Wasserwerke, deren Vorsitzender der Stadtrat Haack ist, wurde bereits am 12. desselben der Stadtverordneten-Versammlung in der Hauptsache, wie folgt, mitgeteilt.

Die Untersuchungen des Wassers auf unseren Filterwerken werden seit circa 2 Jahren in der Weise vorgenommen, dass täglich der Keimgehalt des unfiltrierten Seewassers, des Filtrats jedes einzelnen Filters und des Reinwassers festgestellt wird. Diese Untersuchungen erfahren dadurch eine Kontrolle, dass durch das Hygienische Institut hiesiger

*) *Dreysena polymorpha*, seitens van Beneden i. J. 1835, Bull. Acad. Brux. p. 25 zu Ehren eines belgischen Apothekers Dreysen benannt. Daneben kommt aber, namentlich neuerlich die Schreibweise *Dreissena* vor. Auch *Dreissensia*, vgl. z. B. I. F. Babor: Über das Centralnervensystem von *Dreissensia polymorpha* Pallas, in Sitz. Berl. Berl. Kgl. Gesellsch. 1895. XLVIII. — Partsch nannte die Gattung 1835 *Congeria* (d. i. Zusammenhäufung) Ann. Wien. Mus. I. 5. 93. Rossmässler erfand für die Muschel ebenfalls 1835 *Tichogonia Chemnitzii* nach den griechischen Wörtern *Toichos* gleich Wand und *Gonios* gleich Winkel, also „Winkelwand“, Iconogr. I. p. 112. — Daneben entstand 1837, Ann. Soc. nat. VII. p. 302 der Gattungsname *Mytilina* Cantray, als Verkleinerungsform von *Mytilus*. — Als *Mytilus Wolgae* war die Muschel längst zuvor von Chemnitz und durch von Baer: *Mytilus Hageni*, zu allererst aber von dem Berliner Naturforscher Pallas: *Mytilus polymorphus* genannt worden. Eine unglaubliche, nur verwirrend wirkende Häufung überflüssiger Namens-Taufen!

Universität alle 14 Tage die bakteriologische und chemische Beschaffenheit des Seewassers, des Reinwassers der verschiedenen Werke und des Wassers aus 5 Entnahmestellen in der Stadt festgestellt wird.

Die vorgenannten regelmässigen Untersuchungen haben ergeben, dass sowohl das Rohwasser von ausserordentlicher guter Qualität ist, als auch die Filter dauernd in ausgezeichnete Weise arbeiten.

Speciell das Rohwasser des Tegeler Sees, welches durchgehend einen Gehalt von 100—500 Keimen aufweist und fast vollständig frei von stickstoffhaltigen Stoffen ist, hat bei der sorgfältigen Filtration, wie sie in Tegel vorgenommen wird, ein Reinwasser erzeugt, dessen Keimgehalt sich dauernd zwischen 20 und 50 Keimen bewegt und deshalb als besonders gut bezeichnet werden muss.

Wenn daher eine plötzliche Verunreinigung des Wassers eingetreten ist, so musste dieselbe nur durch besondere Umstände herbeigeführt sein, welche die Güte der ganzen Anlage nicht in Frage stellen können.

Die Ursache der plötzlichen Verunreinigung war folgende:

Das Maschinenhaus B der Anlage Tegel war mehrere Wochen ausser Betrieb gewesen, um die Maschinen, welche durch Jahre hindurch gelaufen waren, einer gründlichen Reparatur zu unterziehen. Am 13. November er. liess der leitende Ingenieur eine Maschine angehen und beförderte hierdurch einen Teil desjenigen Wassers, welches in der Saugkammer und Saugerohrleitungen stagniert hatte, auf die Filter. Er glaubte dies ohne Bedenken thun zu können, da das Wasser der Saugkammer, welche bei ihrer tiefen Lage vor Beginn des Betriebes nicht abgelassen werden konnte, beständig mit Sauerstoff in Berührung geblieben war und daher ein Fauligwerden des Rohwassers bei dem geringen Stickstoffgehalt desselben nicht befürchtet wurde.

Trotzdem wurde bereits nach einer halben Stunde eine Trübung des Wassers auf den Filtern bemerkt; sofort wurde die Maschine wieder ausser Betrieb gestellt und eine Reinigung der Saugkammern und Saugerohrleitungen in Aussicht genommen, weil die Vermutung nahe lag, dass gerade in letzteren (den Saugerohrleitungen), in welchen der Zutritt von Sauerstoff sehr erschwert war, sich abgestorbene tierische Organismen angehäuft hätten. Da nur circa 300 cbm des bedenklichen Wassers auf die Filter gebracht waren, in welchen zur Zeit eine Masse von circa 38 000 cbm Wasser aufgespeichert war, da ferner das Filtrat der Anlage B sich mit demjenigen der Anlage A vor der Versendung nach Charlottenburg vermengte, dessen Menge auch circa 30 000 cbm betrug, so befürchtete der leitende Ingenieur eine Verunreinigung des gemeinsamen Filtrats nicht. In der That fiel eine Verschlechterung des Wassers während der ersten 26 Stunden nicht auf. Wenn trotzdem übelriechendes Wasser zur Stadt gelangt ist, so ist dies teilweise dem Umstand zuzuschreiben, dass der Betriebs-Ingenieur gezwungen war, am 14. November Mittags in dienstlichen Geschäften das Werk zu verlassen und gerade während seiner Ab-

wesenheit übelriechendes Wasser zu dem Reinwasserbassin und von dort nach Charlottenburg gelangt sein muss.

Nachdem die Verunreinigung in Berlin bemerkt war, wurde sofort das Tegeler Wasser von der Versorgung der Stadt abgeschlossen, die Reinwasserbehälter in Charlottenburg und die Hauptrohrleitungen entleert und mit gutem Wasser wieder aufgefüllt. Eine sofort seitens der Verwaltung der Wasserwerke vorgenommene chemische Untersuchung des bedenklichen Wassers ergab, dass dasselbe der Gesundheit nicht schädlich sein konnte. Allerdings fand sich in demselben Ammoniak und Salpetersäure, jedoch in ausserordentlich geringen Mengen.

Die Oxydirbarkeit des Wassers stellte sich nicht höher, als es früher schon häufig vorgekommen ist.

Das Ergebnis dieser Untersuchung wurde durch die spätere bakteriologische Untersuchung bestätigt. Das Tegeler Wasser enthielt in max. 144 Keime, eine Zahl, welche um so weniger bedenklich ist, als es sich nur um Fäulniserreger handeln konnte und das Vorhandensein pathogener Keime im Tegeler Wasser ausgeschlossen erschien. Auch das aus verschiedenen Zapfstellen der Stadt den Wasserwerken durch die Hausbesitzer zugesandte Wasser wies durchschnittlich nur eine unbedeutende Zunahme der Keimzahl auf, obwohl dasselbe in nicht sterilisierten Flaschen aufgefangen und transportiert war. Auch das Hygienische Institut hat das Wasser aus den Tegeler Filtern und mehreren Zapfstellen am 15., 16., 18. und 19. November und aus zwei Häusern, aus welchen besonders lebhaft Klagen gekommen waren, am 16. und 18. November chemisch und bakteriologisch untersucht. Auch hier ergab die bakteriologische Untersuchung einen Keimgehalt von 176 bzw. 152 Keimen am 15. und 16. und von 56 bzw. 22 Keimen am 18. und 19. Die chemische Untersuchung ergab, dass das Wasser frei von Ammoniak, Salpetriger-Säure und Salpetersäure war. Der bezügliche Teil des amtlichen Berichtes lautet:

„Aus den Resultaten der bakteriologischen Untersuchung folgt, dass das von dem Tegeler Werke gelieferte Wasser am 15. und 16. November einen den bei dem Tegeler Leitungswasser gewöhnlich beobachteten Keimgehalt ziemlich erheblich überschreitenden Gehalt an entwicklungsfähigen Keimen aufgewiesen hat.“

In chemischer Hinsicht genügten alle zur Untersuchung übersandten Wasserproben den Anforderungen, die an ein brauchbares Trinkwasser zu stellen sind.

Das Wasser der Tegeler Werke nach der Filtration ist, wie aus der Tabelle ersichtlich, geschmack- und geruchlos, ebenso die am 18. November den Wasserleitungen der Häuser Stromstrasse 53II und 56I entnommenen Proben; es entsprechen also diese Wasser auch in dieser Hinsicht der Beschaffenheit eines guten Trinkwassers.

Betreffs des Geschmackes und Geruches des unfiltrierten Tegeler Wassers ist eine irgendwie merkliche Abweichung gegen den gewöhnlichen Befund, welchen dieses Wasser zeigt, nicht zu konstatieren gewesen.

Was den Geschmack und den Geruch der am 16. November entnommenen Proben aus der Stromstrasse anbelangt, konnte dafür in der chemischen Beschaffenheit dieser Proben der Grund nicht gefunden werden, es sind diese Veränderungen höchstwahrscheinlich durch vorübergehende Ursachen bedingt; dafür spricht auch der Umstand, dass das am 18. November aus den betreffenden Häusern der Stromstrasse entnommene Wasser auch in Rücksicht auf Geschmack und Geruch tadellos befunden wurde.

Das Wasser des Tegeler Sees wurde in der Zeit vom 14 bis 17. November er. als normal befunden, dagegen zeigte das Wasser der hinter den Saugerohrsträngen liegenden Saugekammer einen ausserordentlich hohen Gehalt von Bakterien.

Nach der Entleerung der Saugekammer und der Rohrleitungen fanden sich in beiden eine grosse Anzahl kleiner Seemuscheln, welche zum Teil abgestorben waren. Diese waren die Erreger der Fäulnis.

Wenn schon die Menge der Muscheln in der Saugekammer, in welcher sich das Wasser gewöhnlich nur langsam bewegt, auffiel, da in den daneben gelegenen Pumpen-Sümpfen, welche öfters gereinigt wurden, nie eine derartige Menge abgelagert war, so überstieg die grosse Menge von Muscheln in den Rohrsträngen, woselbst das Wasser dauernd während des Betriebes schnell fliesst, wesentlich die Erwartung. Eine Verschmutzung derselben war von Hause aus als durchaus unwahrscheinlich angenommen und deshalb Reinigungs-Vorrichtungen, wie dieses nie bei eisernen Rohrleitungen geschieht, nicht vorgesehen. Gerade aber die in den Rohrleitungen lagernden abgestorbenen Muscheln hatten in der Hauptsache die Kalamität herbeigeführt, weil dort der Zutritt des Sauerstoffes vollkommen unterbunden war. Es ist im Betriebe der Wasserwerke erst jetzt zum ersten Male vorgekommen, dass eine ganze Anlage längere Zeit ausser Betrieb gestellt werden musste und deshalb eine derartige Kalamität erst jetzt in die Erscheinung getreten.

Wir halten es nun für geboten, Einrichtungen zu treffen, welche die Entleerung und Reinigung der Saugekammern und Saugerohrleitungen in bestimmten Intervallen gestatten und werden zur Erreichung dieses Zieles im nächsten Etat die hierzu nötigen Mittel beantragen.

Durch diese neue Einrichtungen werden plötzliche Verunreinigungen des Wassers ausgeschlossen sein. Die dauernden bakteriologischen und chemischen Untersuchungen werden wie bisher eine genügende Sicherheit für die Güte des Wassers geben.

Schiesslich bemerken wir, dass sich die Filtration hier ausserordentlich bewährt hat. Eine ganz ausserordentliche Menge von Lebewesen hatte sich in dem fauligen Wasser entwickelt. Wenn die Filter diese soweit zurückgehalten haben, dass sich in dem Filtrat nur 176 Keime in max. fanden, so ist dieses auch nach dem Urteil des Herrn Geheimrat Dr. Koch der Erfolg einer sehr sorgsam und ausserordentlich wirksamen Filtration. Nur die Zersetzungs-Producte, welche

das Wasser vollkommen in sich aufgenommen hatte, und welche den Filtern im gewöhnlichen Betriebe nicht zugeführt werden, haben, wie der Bericht am Schluss bemerkt, durch die Filter nicht beseitigt werden können.

Hätten die Techniker die Lebensweise der Schafklauenmuschel, welche sich in den Saugeröhren des Tegeler Wasserwerks angesiedelt, gekannt, so würden sie entweder die Muscheln rechtzeitig entfernt oder durch rechtzeitiges Wiedereinlassen des Wassers am Leben erhalten haben. Damit soll kein Vorwurf ausgesprochen werden. Unsere Städtischen Wassertechniker sind in der Physik, Technik und Chemie durchaus eben so gut ausgebildet, wie die betreffenden Fach- und Sachverständigen des Reichs und Preussens. Es fehlen diesen sämtlichen Fachleuten aber diejenigen Kenntnisse der zoologischen und auch botanischen Biologie, ohne welche heut zu Tage eine rationelle Wasserwirtschaft, wie die Tegeler Kalamität lehrt, nicht immer auskommen kann.

Unter diesen Umständen begrüßen wir es, dass die biologische und Fischerei Station Müggelsee des Deutschen Fischereivereins unmittelbar neben den Städtischen Wasserwerken errichtet worden ist und dass die Stadtgemeinde Berlin diese auch für Berlin und den Berliner, insbesondere für die rationelle Bewirtschaftung unserer Bewässerungsanlagen am Tegeler und Müggel-See so wichtige, wissenschaftliche und gemeinnützige Anstalt mit einer Jahresbeihilfe unterstützt. Mögen unsere Wassertechniker die ihnen dadurch gebotene Gelegenheit, sich über die Lebeformen und Lebewesen des zur Verarbeitung gelangenden Rohwassers zu unterrichten, in Zukunft recht fleissig benutzen. Denn, ich betone das noch einmal, ausdrücklich die Chemie und die Hydrotechnik erschöpft das Wissensgebiet, in welches der Wassertechniker eingeweiht sein soll, in keiner Weise.

Es erübrigt nun noch, über die höchst eigentümliche Herkunft der Schafklauen-Muschel in unseren Gewässern etwas zu sagen.

Vor 100 Jahren würde man ein Verderbnis des Berliner Leitungswassers durch eine Muschelpest oder Muschelplage, wenn damals bereits die Tegeler und Müggelsee-Wasserwerke existiert hätten, nicht zu besorgen genötigt gewesen sein. Denn damals existierte die Dreysse noch nicht bei uns, diese fruchtbare, mitunter auch, wie der Tegeler Fall lehrt, furchtbare Muschel, welche jetzt mit ihren abgestorbenen Schalen solche Lager und Bänke bildet, dass wir sie, wenn wir nicht die Rüdersdorfer Kalkberge hätten, zum Kalkbrennen behufs der Mörtelfabrikation benutzen würden, wie dies in kalkarmen Gegenden Schleswig-Holsteins, Hannovers, Oldenburgs und Hollands mit Seemuschelchalen dem sogenannten „Schill“ noch heutigen Tages geschieht.

Und doch lebte die Schafklauenmuschel schon einmal in unseren Gegenden, nämlich vor zehntausenden von Jahren in der letzten Zwischenzeit.*) Die hierauf folgende alljüngste Vergletscherung unsers Bodens hat sie wie ein anderes Schaltier, die in unseren Monatsblättern wiederholt genannte Deckelschnecke *Lithoglyphus naticoides*,**) ferner den Karpfen und den Damhirsch, sowie andere Tierarten ausgerottet. Durch den modernen Menschen erst sind diese genannten Tiere, die Schaltiere unabsichtlich, der Karpfen und der Schaufler absichtlich, wieder in unsere Gegenden eingeschleppt beziehentlich eingeführt worden.

I. P. E. Friedrich Stein, Die lebenden Schnecken und Muscheln der Umgegend Berlins schreibt S. 106 im Jahre 1850 Folgendes von der Schafklaue:

„Diese Muschel, welche vor weniger als 50 Jahren, hier noch so selten war, dass einzelne von Berlin nach Wien gesandte Stücke mit etwa 5 Silbergroschen bezahlt wurden, und die wahrscheinlich durch Schiffe oder Flosshölzer (aus der Wolga?) zu uns kam, hat sich jetzt so vermehrt, dass man sie scheffelweise sammeln könnte. Ihre leeren Gehäuse liegen hier und da zu Tausenden am Ufer des Tegeler Sees, gewöhnlich in Klumpen zusammengehäkelt, die eine Anodonta oder einen *Unio* umschliessen; durch diese Gewohnheit, sich an andere Gegenstände zu hängen, werden sie allerdings, wie schon Troschel nachwies, den Anodonten verderblich, indem die Wogen solcher Art bedeckte Muscheln aus dem Grundschlamm herausreissen und nach und nach auf das Ufer werfen, wo dann aber auch mit einer Muschel 30—40 Tichogonien zu Grunde gehen.“

Ed. v. Martens S. 187 sagt von der Schafklaue: „Ursprünglich nur im Südost-Europa, namentlich im Kaspischen Meer***), seit 1825

*) Zuerst festgestellt bei Baumgartenbrück durch Professor Dr. G. Berendt, vgl. Die Diluvial-Ablagerungen der Mark Brandenburg, insbesondere der Umgegend von Potsdam. Berlin 1863, S. 41.

**) Vgl. meine Berichte im Monatsblatt II. S. 37 und III. S. 138. Jetzt ist *Lithoglyphus naticoides* Férussac im Berlin-Spandauer Schiffahrts-Kanal so gemein geworden, dass dieses zierliche Schaltier anfängt, andere etwa gleichgrosse Schnecken, wie *Valvata* und selbst die gewöhnliche *Bythinia* geradezu zurück zu drängen.

***) Das angebliche Vorkommen in dem Kaspischen Meer ist sehr auffallend, da dies Meer viel salziger als die Ostsee und auch noch salziger als die Nordsee ist, in welche beiden Meere die Schafklaue aus den Flussmündungen nicht hineintritt, doch wohl eben nur, weil ihr Salzwasser nicht behagt. Hiermit stimmt es, dass unser Berliner Landsmann, der grosse Naturkundige Simon Pallas sie nur von der Wolga als *Mytilus Wolgae* beschreibt. Es müsste also das behauptete Wohnen der Dreysse im Kaspischen Meere revidiert werden. E. Fr.

durch den Verkehr in den Binnenkanälen von einem zum andern Flusssystem über Ostpreussen eingewandert und gegenwärtig [1883] von da flussaufwärts bis in die untere Saale bei Halle, den Neckar bei Heilbronn und den Rhein bei Basel verbreitet, in Frankreich auch wiederum durch Binnenkanäle von den nördlichen Flüssen aus im gegenwärtigen und vorigen Jahrzehnt bis in die Rhone und Garonne gelangt, und ebenfalls in England weiter verbreitet, wo sie zuerst in den Docks von London auftrat, wahrscheinlich mit Schiffsbauholz aus den Ostseeprovinzen eingeführt. Sie kommt auch noch in den Haffen*), aber nicht mehr in der offenen Ostsee und noch weniger in der Nordsee vor. Aus dem Main ist sie durch die Regnitz und den Ludwigskanal in die Altmühl und damit in den mittleren Teil der Donau um 1864 gekommen, während sie in dem unteren, Ungarn und Banat, schon seit mindestens 1790, wahrscheinlich schon viel länger gewesen ist. Diese Verschleppung geschieht dadurch sehr leicht, weil die Muschel sich mittels des Byssus an fremde Gegenstände anheftet, namentlich gern an grössere Flussmuscheln, aber auch an Flossholz u. dgl.; zu konstatieren ist die Verschleppung deshalb leicht, weil keine andere Süsswassermuschel Europas nach Gestalt und Lebensweise mit ihr zu verwechseln ist und sie, wo sie einmal auftritt, meist in grosser Anzahl vorhanden ist, so dass sie nicht leicht zu übersehen ist und man aus der Nichterwähnung derselben in einigermaßen sorgfältigen Lokalverzeichnissen mit grosser Wahrscheinlichkeit auf ihr Nichtvorhandensein zu derselben Zeit schliessen kann.“

Die genaue Jahreszahl des Auftretens der Dreysene in und bei Berlin zu ermitteln, ist, wie wir gesehen haben, auch dem sorgfältigen Sammler und Forscher Friedrich Stein, Kustos am Berliner Zoologischen Museum (verstorben zu Berlin i. J. 1882), nicht gelungen.

In der Spree war sie bis in die sechziger Jahre auch innerhalb Berlins sehr verbreitet. Die Verschmutzung unserer Gewässer durch die in dieselben einmündenden Kloaken hat sie vertrieben. Seit die methodische Kanalisation Berlins mit Rieselfelderwirtschaft, das grösste Verdienst des Geheimen Baurats Dr. med. James Hobrecht, unsere Gewässer wieder gereinigt hat, ist die Dreysene von neuem in die Berliner Spree und unsere Kanäle eingewandert, zur Zeit in der Spree, Havel und Oder eine der verbreitetsten Bewohnerinnen.

*) z. B. im Kurischen Haff, daher nach dem Königsberger Naturforscher Hagen, *Mytilus Hageni* genannt.

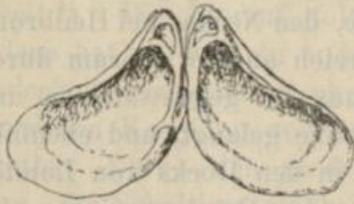


Fig. 1.



Fig. 2.

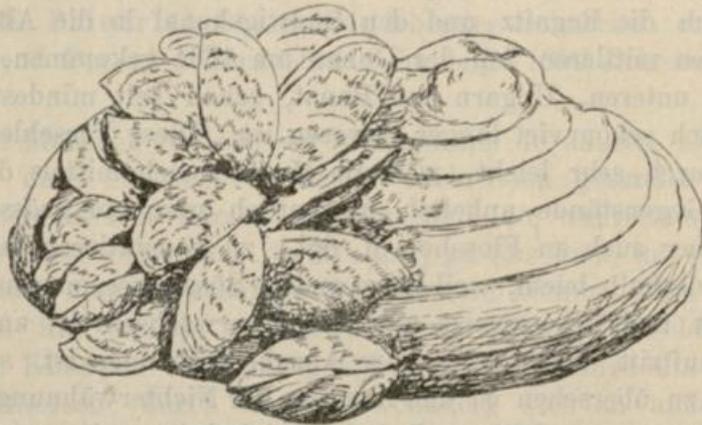


Fig. 3.

Zum Schluss sei zur Erklärung der vorstehenden Abbildungen bemerkt, dass Figur 1 die geöffnete leere Schale einer Dreissene und Figur 3 eine Malermuschel (*Unio tumidus* Retz) aus dem Liepnitz-See bei Bernau darstellt, auf deren äusserer Schale, als das Tier noch lebendig war, sich viele Dreysenen mit ihrem Byssus angesponnen haben, Figur 2 zeigt eine Malermuschel (*Unio pictorum* L.) aus dem Tegeler See mit einem dichten Polster von Byssusfäden, herrührend von Dreissenen, welche daran befestigt gewesen sind.

8. Herr Custos Buchholz legt den neu erschienenen II. Teil des grossen Brandenburgischen Münzwerks vor, das von unserem Vorstandsmitglied und Bibliothekar, Herrn Dr. Emil Bahrfeld, unter dem Titel: „Das Münzwesen der Mark Brandenburg“ bearbeitet und herausgegeben wird. Der 1889 erschienene I. Teil behandelt das Brandenburgische Münzwesen „von der ältesten Zeit bis zum Anfang der Regierung der Hohenzollern“, der II. Teil umfasst die erste Regierungszeit der Hohenzollern von 1415 bis 1640 in 570 gr. qu. Seiten Text und 25 Tafeln mit über 900 Abbildungen. Da die bisher erschienenen Brandenburgischen Münzwerke im Wesentlichen den Character von blossen Verzeichnissen oder geschäftlichen Katalogen tragen, denen hauptsächlich

die Münzen selbst zu Grunde gelegen haben, so hat das Werk sich nur zu einem sehr kleinen Teil auf Vorgänger stützen können und die in ihm niedergelegten Ergebnisse der Forschungen des Verfassers müssen als völlig ursprünglich und neu erachtet werden. Ein besonderer Wert ist auf die archivalischen Forschungen gelegt. Der Verfasser hat sich nicht damit begnügt, die Münzen nach den Geprägten und Sorten zusammenzustellen, sondern ihm sind vor allem die aus den Archiven geschöpften Nachrichten massgebend gewesen, also diejenigen über den Betrieb der Münzstätten, über die Münzbeamten nebst deren Siegeln und Zeichen, über Schrot und Korn, über Prägeregister, Veranlassung zur Wahl der Typen, ferner über die Verhandlungen, welche sich auf Münzwesen beziehen, Münzverbote, Wertfestsetzungen u. s. w. Er giebt somit eine völlige münzpolitische Bearbeitung des Märkischen Münzwesens und indem er dadurch die Bedeutung der Numismatik als vorzüglichste Hilfswissenschaft der Geschichte in hohem Grade zur Erscheinung bringt, hat er gleichwohl für die practischen Zwecke der Münz-Sammler und -Sammlungen ein vorzügliches, ja unentbehrliches und massgebendes Handbuch geliefert. Das Werk des auch in Fachkreisen rühmlich anerkannten Verfassers ist durch den ihm gegebenen wissenschaftlichen Character eine epochemachende Erscheinung in der numismatischen, wie in der Brandenburgischen Litteratur.

9. Custos Buchholz: Von unserm Mitglied, Herrn Fabrikbesitzer Adalbert Vogt, der dem Märkischen Provinzial-Museum schon mehrfach sehr wertvolle Stiftungen zugewendet hat, ist wiederum im Museum ein Geschenk eingegangen, das in hohem Grade zur Kenntnis der früheren landschaftlichen Verhältnisse in einigen Teilen der Mark beizutragen geeignet ist. Es ist eine Sammlung von 90 Blatt Aquarellen, die während der beiden letzten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts nach der Natur gemalt sind. Der Künstler scheint sich nur in den nördlichen Teilen der Mark und zwar zumeist an dem Hofe des Prinzen Heinrich aufgehalten zu haben, denn die relativ meisten der Einzelansichten betreffen Schloss, Park und Gegend von Rheinsberg. Auch die weitere Umgebung von Rheinsberg, namentlich: Oranienburg, Gransee, Lychen, Boitzenburg, Chorin, ferner Schwedt und Landsberg a/W., ausserdem eine Reihe von Dörfern, sind in je mehreren Blättern vertreten. Abgesehen von dem Interesse, das man heutzutage den durch diese Blätter fixierten landschaftlichen Bildern aus der Zeit vor 100 Jahren zuwendet, bieten sie auch einen Einblick in die ländlichen industriellen Anlagen jener Zeit, z. B. Glashütten, Theerofen, Pottaschenhütte, Backöfen u. dgl. Schloss Rheinsberg und dessen idyllische Parkanlagen werden auf 32 Blättern in allen ihren Einzelheiten vor Augen geführt.

10. Custos Buchholz zeigt im Anschluss an das in der vorigen Sitzung besprochene Original-Statut des Schwarzen Adler-Ordens ein zufällig erlangtes Original-Statut des

Roten Adler-Ordens

von 1734, also aus der Zeit, in der dieser Orden in Preussen noch nicht bestand. Der Rote Adlerorden wurde bekanntlich im Jahre 1705 vom Markgrafen Georg Wilhelm von Brandenburg-Baireuth gestiftet. Er erfuhr einige Abänderungen und wurde im Jahre 1791, als der letzte Markgraf der Fränkischen Linie die Regierung niederlegte und das Land an Preussen fiel, von König Friedrich Wilhelm II. als zweithöchster Preussischer Orden übernommen. Er wurde zunächst nur in einer Klasse verliehen, 1810 wurden 3 Klassen und zwei allgemeine Ehrenzeichen errichtet und 1830 erhob Friedr. Wilhelm III. das Höhere der beiden Ehrenzeichen zur 4. Klasse des Roten Adler-Ordens. Das vorliegende Exemplar des Statuts erscheint sowohl hinsichtlich des Textes, wie der Illustrationen, dem vom Schwarzen Adler mehr oder weniger nachgebildet. Die Abbildungen sind nach Zeichnungen von J. Fr. Gerhard von Bernhard Vogel gestochen und koloriert. Das erste Blatt zeigt den Stifter des Ordens, Markgraf Georg Wilhelm, in der Tracht und mit den Insignien des Ordensmeisters, das Zweite den Markgrafen Georg Friedrich Karl, der dieses Statut verordnete; zwei weitere Tafeln zeigen die einzelnen Ordenszeichen. Der Text enthält 24 Paragraphen, die nur wenige Abweichungen von denen für den Schwarzen Adlerorden zeigen.

11. Herr P. Ascherson: Ich lege zwei Druckzeugnisse vor, welche ich der Güte von Frau Handarbeitslehrerin Anna Schattschneider in Frankfurt a. O. verdanke, einer Dame, welche ein lebhaftes Interesse für Heimatkunde und schöne Kenntnisse auf diesem Gebiete besitzt. Das Erste ist die Extra-Beilage zur Frankfurter Oder-Zeitung No. 298, Freitag, den 20. December 1895, welche eine kurzgefasste Geschichte der alten Oderbrücke und eine allerdings nicht sonderlich gelungene Phototypie dieses alten, wenn auch nicht gerade ehrwürdigen Bauwerkes bringt. Mit bewundernswerter Zähigkeit hat diese Brücke im Laufe von sechs Jahrhunderten allen Fährlichkeiten, der wiederholt teilweise oder gänzlich erfolgten Zerstörung durch Wasser und Feuer, den Wechselfällen des dreissig- und siebenjährigen, sowie des Franzosen-Krieges zum Trotz ihren Platz behauptet. Auch für mich knüpfen sich an dieselbe mannichfaltige Erinnerungen, seitdem ich sie zuerst 1853 als rüstiger Jüngling mit dem, ungeachtet seiner Bestrebungen, die Natur zu „verbessern“, um die Frankfurter Flora hochverdienten alten Buek (zuletzt noch zu Pfingsten 1895) überschritt. Jetzt ist die alte Brücke, seitdem der neue stattliche Steinbau an dem gedachten Tage

feierlich eingeweiht, bereits bis auf die Wasserfläche abgetragen und in Kürze wird jede Spur von ihr verschwunden sein,

Das zweite Stück ist ein Bilderbogen, der das in einer der letzten Sitzungen (vgl. Brandenburgia IV S. 262) besprochene Tanzlied „Herr Schmidt! Herr Schmidt!“ zum Gegenstande hat. Auf die nahen Beziehungen zwischen den in dieser Sitzung vorgelegten „Erinnerungstüchern“ und den Bilderbogen hat ja schon Herr Geh.-Rat Friedel hingewiesen (a. a. O. S. 272). Der in Frankfurt als letzter Ladenhüter eingekaufte Bogen, dessen sich übrigens auch Herr Dr. P. Graebner aus seinen Knabenjahren erinnert, trägt die Nummer 1950, aber keine Firmenbezeichnung. Ob er aus der weltberühmten Fabrik von Gustav Kühn in Neu-Ruppin stammt, habe ich nicht ermitteln können, obwohl ich bei diesem Hause selbst angefragt habe. Ich erhielt als Antwort den hier ebenfalls vorgelegten, nach den Kostümen der dargestellten Personen jedenfalls um mehrere Decennien jüngeren Bogen No. 6760 zugesendet, zugleich mit meiner unbenutzten Antwortskarte! Dieser letztere Bogen bietet in sofern ein geringeres Interesse, als der Text des Liedes nahezu wörtlich mit dem des Erinnerungstuches übereinstimmt, wie ihn Frl. Elisabeth Lemke mir gütigst mitgeteilt hat. Nur sind die 12 Töchter in anderer Reihenfolge aufgeführt. Bemerkenswert wäre allenfalls, wie oben bemerkt, die Modernisierung des Kostüms. Unter den Freiern, von denen mehrere, z. B. ein Pastor, ein Engländer mit unsinnig grossen „Whiskers“ moderne Tellerbouquets bringen, und einer die für „Pchut“ geltende rote Krawatte trägt, befindet sich kein Student mehr, die ja jetzt noch nicht ans Heiraten denken können. Das Sopha des sitt- (oder sitz?-) samen Hannchens ist weder lang noch breit, sondern eins jener Lotterbetten, die man als Chaiseslongues bezeichnet.

Der Frankfurter Bogen, auf dessen Hauptbilde Bruder Studio neben einem weissbärtigen alten Herrn vertreten ist, bringt dagegen einen Text, dessen Redactor jedenfalls von dem echten nur noch dürftige Reste im Gedächtnis bewahrt und die Lücken aus eigener freier Erfindung ausgefüllt hat. Schon in den beiden einleitenden Versen stimmen nur je die 2 ersten Zeilen überein. Die Freier sagen:

Herr Schmidt, Herr Schmidt!
Wir hätten eine Bitt'.
Wir möchten gerne baldigst frei'n;
Doch dürfen Sie nicht sparsam sein.

Papa Schmidt antwortet:

Ja, ja, ja, ja!
Ich bin der Herr Papa
Von einem Dutzend Töchterlein,
Die möchten gerne alle frei'n.

Von den 12 auf die Töchter, die fast alle andere Namen führen, bezüglichen Versen stimmen nur wenige mit dem echten Texte überein. Die der Henriette (nur die Minderzahl führt die im echten Text bei allen Töchtern angewendete kosende Deminutiv-Endung — chen) gewidmete Strophe;

Die spielt wie Thalberg oder Liszt,
D'rum ein Klavier das Beste ist.

kennzeichnet diesen Text als etwa in den 40er oder 50er Jahren entstanden.

Die jüngste Tochter heisst statt Ottilchen hier Gretchen,

Die kriegt, weil sie das Kakelnest,
'nen Kuss und dann den ganzen Rest.

Mit dem echten auf Mariechen bezüglichen Vers

Die sieht sich schon die Dreissig an,
Da müssen meine Groschen 'ran.

deckt sich inhaltlich hier der auf Rosalie bezügliche:

Schier dreissig Jahr! Welch' harte Nuss,
Da heisst's: „Papa, gieb Baaribus!“

Nur zwei Verse sind in der echten Ueberlieferung erhalten; hier bekommt das im Original so „sittsame“ Hannchen, wie dort Dörtchen

'Ne Wiege und schön Kinderzeug,
Wenn's dann so weit ist, hat sie's gleich.

Fast völlig identisch ist aber der Vers, mit dem auf beiden Bogen die Reihe der Töchter beginnt:

Herr Schmidt! Herr Schmidt!
Was kriegt denn Julchen mit?
'Nen Schleier und 'nen Federhut,
Der kleidt [echter Text: Sie stehn] dem Mädchen [sic!] gar zu gut.

Es ist wohl kein Zufall, dass dieser Vers der einzige ist, den ich mich erinnere vor mehr als einem halben Jahrhundert von meiner Kinderfrau, der mir und meinen Brüdern unvergesslichen „Olle“, gehört zu haben. Auch zahlreiche meiner Bekannten beiderlei Geschlechts und verschiedenen Alters, kennen nur Julchen mit ihrem Schleier und Federhut, die in der Tradition dieses Liedes als „der ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht“ betrachtet werden muss.

Es möge mir gestattet sein, hier noch an ein anderes Tanzlied zu erinnern, welches von Herrn Handmann in seinen Märkischen Sagen erwähnt und in seiner Weise tief sinnig gedeutet worden ist. Der mir

überlieferte Text kann sich freilich weder an Umfang noch an Aufwand von Geist und Kenntnissen mit „Herrn Schmidt“ messen. Er lautet:

Anne Rusel geht nach Sirop, Sirop!
 Anne Rusel! geht's denn gar nicht mehr?
 'S wird schon gehn, 's wird schon gehn!
 Woll'n ein bischen stille steh'n.

Die Namensform Rusel für Rosalie deutet auf die Nachbarprovinz Schlesien, und so erklärt es sich, dass dieses geistreiche Tanzpoëm nur in die Neumark und bis Frankfurt a. O. eingedrungen, in der Mittelmark und weiter westlich aber unbekannt geblieben ist. *) Auch in Frankfurt ist es der heutigen Jugend nicht mehr bekannt. Vor 50 Jahren tanzten aber die Knechte und Mägde der dortigen Ackerbürger danach, was auf dem Lande wohl noch heute geschehen mag. Das Lokal in dem in Frankfurt diese Tanzbelustigungen hauptsächlich stattfanden, hiess der Paddenkrug und lag am Eingang des Poetensteigs. Das alte unansehnliche Gebäude ist längst verschwunden; meine Schwägerin, Frau Professor Mathilde Ascherson und ihre jüngere Schwester, Frl. Anna Sandau wissen sich desselben, das aber damals kein Wirtshaus mehr war, noch unter diesem Namen zu erinnern. Ihre älteste Schwester, Frl. Auguste S. hat aber als Kind dort nach den Klängen von „Anne Rusel“ tanzen seh'n und die denkwürdige Inschrift mit Kreide auf den Bretterzaun des Paddenkrugs gemalt gelesen: „Barfüssige Damen dürfen hier nicht tanzen!“

12. Herr W. Pütz:

Die Pfingstinsel bei Pichelsdorf.

Nachdem die Wissenschaft den Satz aufgestellt hat, dass in unseren Tagen noch dieselben Naturkräfte in Thätigkeit sind, welche einst das Weltall „aus dem Chaos schlugen“ und die verschiedenen Entwicklungs-

*) Frau Elwine Linke teilt mir mit, dass in ihren Schuljahren zu Kammin in Pommern, vor etwa 30—40 Jahren, der nachfolgende Vers von Kindern allgemein gesungen und seine Melodie auch beim Tanz aufgespielt werde. Zur Erklärung sei daran erinnert, dass es früher allgemeine Sitte war (und auch in Berlin bei Kindern „kleiner Leute“ noch ist) Syrup auf Weissbrot gestrichen zu geniessen, ähnlich wie von Wohlhabenderen Honig verwendet wird. Syrup war deshalb ein in viel höherem Masse als heut bei den Materialwaarenhändlern, denen man deshalb den Spitznamen „Syrups-michel“ (wie heut zu Tage „Heringsbändiger“) gab, begehrter Artikel. Der Vers lautet:

Anna geht nach Syrup, Syrup!
 Holt für'n Dreier Schmier' — up, Schmier' — up,
 Leckt den ganzen Syrup aus,
 Bringt den leeren Topf nach Haus.

stufen des Erdkörpers bewirkten, mussten folgerichtig auch sämtliche, wenngleich unscheinbare auf dem Antlitz unseres Planeten vor sich gehenden Veränderungen eine erhöhte Bedeutung gewinnen und in den Bereich aufmerksamer Beobachtung wie eingehender Untersuchung gezogen werden.

In einem der Heimatkunde beflissenen Kreise mögen nun die nachfolgenden Mitteilungen um so eher einige Beachtung finden, als sie einen Vorgang betreffen, der in unserer nächsten Nähe, sozusagen vor den Thoren, wenn auch nicht unserer Hauptstadt, so doch deren alter Nachbarstadt Spandau stattgefunden hat, und zugleich Gelegenheit zur Erwähnung einer von Menschenhand herrührenden Veränderung jener Gegend darbieten, deren Folgewirkungen wiederum ein Werk der unablässig schaffenden Natur sind.

Vom Bahnhof der alten Veste bringt uns die Pferdebahn in etwa $\frac{1}{2}$ Stunde nach Pichelsdorf, einem Ort, dessen westlichen neueren Teil dieser moderne Verkehrsweg vollständig die Physiognomie einer Vorstadt von Spandau aufgeprägt hat, während der ältere mit seinen meist noch strohgedeckten und im Sommer unter dem Blätterwerk der Obstbäume fast verschwindenden Häusern am Flusse sich entlang breitende Teil noch dem malerischen Charakter des Fischerdorfes bewahrt hat und so dem Auge des auf dem hoch aufragenden Pichelswerder Weilenden einen so anmutenden, in den Rahmen des Landschaftsbildes so harmonisch sich einfügenden Anblick darbietet, ein Bild, in dem leider jedoch auch die Dissonanz in Gestalt nüchterner, Brauereischornsteine nicht fehlt.

Diese Gegend war vor nunmehr fast 90 Jahren der Schauplatz eines ebenso merkwürdigen, wie seltenen Naturereignisses.

Die erste Nachricht hierüber findet sich in der ehemaligen Spener'schen Zeitung, „den Berlinischen Nachrichten von Staats- und Gelehrten Sachen“ vom 23. Mai 1807 und lautet:

„Am 17. Mai um 1 Uhr mittags erhob sich während eines mit Hagel vermischten Regen- und Donnerwetters in der Havel eine kleine Insel aus dem Wasser, etwa 50 Schritte lang und 12 bis 15 Schritte breit. Sie liegt zwischen dem Pichelswerder und Pichelsdorf ungefähr 200' vom Ufer des letzteren. Einige benachbarte Bewohner wollen während des Gewitters ein Getöse gehört haben, nach welchem sich sogleich eine kleine Insel im Fluss zeigte. Die Oberfläche derselben war anfangs elastisch und wurde durch Stampfen erschüttert. Sie zeigte keine Spur von Vegetation, sondern war mit Muscheln und Schneckengehäusen bedeckt; auch brachte sie Fische mit aus dem Grunde hervor. In einer geringen Entfernung von ihr ist das Wasser sehr tief. Die Stelle, wo sie

entstand, wurde bis dahin von den Schiffern wegen ihrer beträchtlichen Tiefe der Sack genannt. Es lagen starke Flosshölzer daselbst, die mitgehoben und auf die Seite gedrückt wurden!

Mögen nun Naturforscher die Ursachen dieser Naturerscheinung zu erklären suchen.“

Diese Aufforderung blieb nicht ohne Wirkung. Bereits am 7. Tage nach jenem Ereignisse wurde nach Berghaus*) die neuerstandene Insel „von einem der ersten Geologen jener Zeit“, Vonhoff**); untersucht indessen geben seine Mitteilungen statt einer Erklärung der Ursache nur eine genaue Bestätigung der Thatsachen;

„Die Insel liegt 400 — 500 Schritt unterhalb Pichelsdorf im Hauptarme der Havel so dicht neben dem Fahrwasser, dass die Schiffe ganz nahe vorüber müssen. Auf keiner Seite der Insel zeigt sich ein steiler oder senkrechter Absturz des Ufers. Die Gestalt derselben ist länglich, von N. nach S. gerichtet, gegen N. spitz. Sie hat in der Länge 47, in der Breite 12 Schritt, besteht aus Sand und erhebt sich nicht viel mehr als 3' über dem Wasserspiegel. Der Sand war klar, ohne Steine, und der Boden hatte bereits die gewöhnliche Festigkeit des feuchten Sandbodens. Muscheln und Würmer, Holz, Baumrinde, Kohlen, kleine Scherben und faulende Wasserpflanzen bildeten die Oberfläche und liessen keinen Zweifel, dass dieselbe noch vor wenigen Tagen mit Wasser bedeckt gewesen sei. Auch haben in den ersten Tagen Fische und Krebse darauf gelegen.

An ein Zusammenspülen des Erdreiches durch Wasser war nicht zu denken; eines Theils würde dann die Oberfläche eine ganz andere Beschaffenheit gehabt haben, anderen Theils hätte dann ein grosses Floss von den stärksten Stämmen, dessen eine Seite auf dem Ufer der Insel im Trocknen ruhte, indess die andere, schräg herunter hängend auf dem Wasser schwamm, nicht in die Höhe gehoben werden können. Die Stämme aber zeigten deutliche Spuren, dass sie noch bis vor wenigen Tagen bis über die Hälfte im Wasser gelegen hatten. Wäre ein Anschwemmen des Sandes durch den Strom erfolgt, so würde dieses Floss entweder durch denselben auf die Seite getrieben worden sein, oder, wenn es nicht hätte ausweichen können, so müsste der Strom es mit Sand überschüttet haben. Die sorgfältigste Erwägung aller Umstände lässt nicht daran zweifeln, dass hier in der That eine wirkliche Hebung eines soliden Stückes des Grundes stattgefunden hat.“

*) Berghaus Landbuch der Mark Brandenburg Band I S. 480.

***) K. E. A. Vonhoff, Magazin der ges. Naturforsch. Freunde zu Berlin, I. Jahrg. 1807 S. 233.

Soweit der Bericht Vonhoff's, dem Berghaus*) 1854 hinzufügt, dass die Insel nicht wieder verschwunden, sondern noch vorhanden und mit einer Grasdecke bekleidet sei.

Wenn nun aber in unsern Tagen der Leser jener Mitteilungen die unter so eigenartigen Umständen entstandene Insel, wohl ausgerüstet mit einer guten Karte aufsuchen wollte, so müsste er alsbald die Entdeckung machen, dass an dieser Stelle der Havel, „wie er auch sucht und blicket“, keine Insel zu sehen ist, und es könnte ihm wohl ob dieser Thatsache das Sprichwort in den Sinn kommen: „wie gewonnen, so zerronnen!“ Und doch weisen alle im Handel befindlichen Karten der

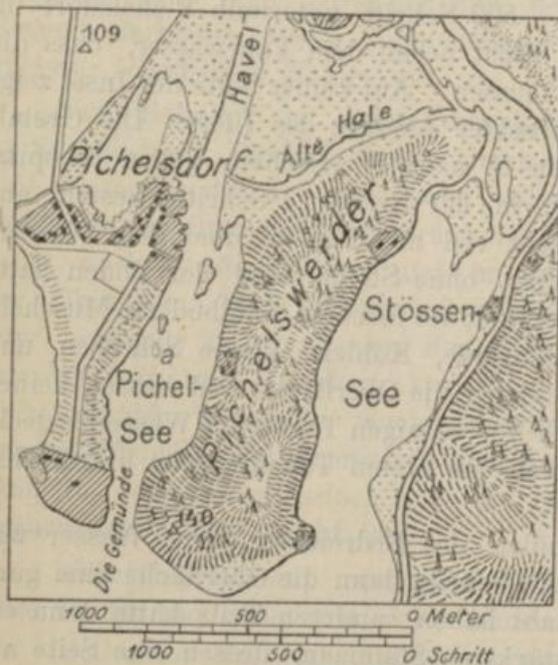


Fig. 1. 1:25000

Bei a die auf den Kartenblättern nicht angegebene, deshalb hier nur in punktierter Linie eingetragene Pflingstinsel.

die von der Strombauverwaltung vor etwa 30 Jahren im Interesse der Schifffahrt angelegten Buhnen, deren Eintragung in die Generalstabskarten bis jetzt nicht geschehen ist, ungeachtet ihrer, das Kartenbild wesentlich beeinflussenden Wichtigkeit für die Flussregulierung, die bekanntlich darin besteht, dass das vor den Buhnenköpfen zu stärkerer Bewegung gezwungene Wasser die in der Schwebe befindlichen Sinkstoffe veranlasst, sich in dem ruhigen Wasser zwischen den einzelnen Buhnen abzusetzen, so dass diese Zwischenräume allmählich ausgefüllt werden, und schliesslich, als Endziel der Buhnenanlagen, eine ganz neue durch die Köpfe der

Umgegend von Berlin und selbst das neueste, mit Nachträgen von 1893 versehene Messtischblatt Spandau an dieser Stelle 2 Inseln auf (s. Fig. 1), von denen die grössere etwa 260 Meter in der Längserstreckung messende, so ziemlich in der Mitte der hier zum sog. Pichelsee erweiterten Havel, gegenüber der unteren Dorfhälfte, die zweite mit einer etwa 50 Meter betragenden Länge nahe dem rechten Ufer und etwas unterhalb Pichelsdorf verzeichnet ist.

Die Ursache, nicht aber die Entschuldigung dieses Widerspruches zwischen Natur und Kartenbild sind

*) Berghaus Landbuch der Mark Brandenburg I. S. 481.

Buhnen gegebene Uferlinie gebildet wird, deren Anblick im Gegensatz zu ihrer Zweckmässigkeit freilich die volkstümliche Bezeichnung herausfordert; „Schön ist anders.“ (Siehe Fig. 2).

Unter diesen Umständen entbehrte die Aufsuchung der i. J. 1807 entstandenen und nach der Angabe von Berghaus i. J. 1852 „noch vorhandenen und mit Gras bewachsenen“ Insel, welche der Unterzeichnete sich im verflossenen Sommer zur Aufgabe gemacht hatte, nicht eines gewissen Forschungsreizes.

Das erste, nur nebenbei zu erwähnende Ergebnis war die Thatsache, dass die zuerst genannte, gegenüber dem Dorfe eingezeichnete Insel vollständig von der Bildfläche verschwunden und zwar in das hier durch einen Längsdamm regulierte linke Flussufer einbegriffen worden ist; da jedoch auf Grund der angeführten Mitteilungen nur die auf den Karten südlich des Dorfes eingetragene Insel a priori in Frage kommen konnte, so galt es zunächst das Vorhandensein dieser innerhalb des die Situation verwirrenden, auf den Karten nicht enthaltenen Buhnen systems festzustellen.

Diese Arbeit gelang im Juni vorigen Jahres noch ohne sonderliche Schwierigkeit, würde aber schon im Spätherbste kaum mehr möglich gewesen sein; denn auch hier hat man einen Längsdamm gebaut, der die Insel zwischen sich und dem rechten Flussufer einschliesst, so dass heute, nachdem sowohl der abgeschnittene Wasserarm wie die niedrige Insel selbst durch Anschüttung auf das Niveau des hinterliegenden Landes gebracht worden ist, auch diese Havelinsel spurlos in dem neugebildeten Ufer aufgegangen ist.

Die somit noch vor Thoresschluss stattgehabte Prüfung der von Vonhoff mitgeteilten Massangaben ergab nun folgendes Resultat: Länge etwa 90 Schritt, Breite etwa 40 Schritt d. h. also ungefähr das doppelte der oben erwähnten Masse. Bei Prüfung der a. a. O. auf 400–500 Schritt angegebenen Entfernung vom Dorfe, galt es in der Erkenntnis, dass die

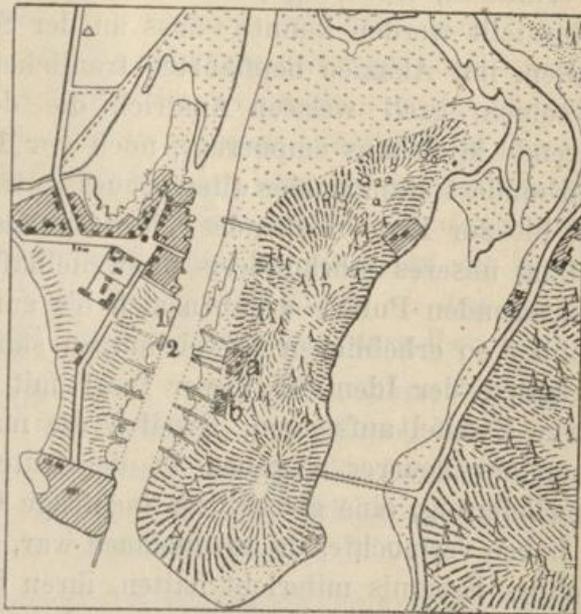


Fig. 2. 1:25000.

1. Insel Flachenberg 2. Pflingst-Insel. a. Café Pichelswerder. b. Inselgarten.

die heutige südliche Dorfgränze bildenden Häuser nicht über 30 Jahre hinausreichen, ein zweifellos aus dem Anfang des laufenden Jahrhunderts herrührendes Gebäude als mutmasslichen Ausgangspunkt dieser Messung zu ermitteln, eine Frage, die insofern bald eine sichere Lösung fand, als festgestellt werden konnte, dass an der Stelle, wo heute im Knie der breiten, mit Akazien bepflanzten traulichen Dorfstrasse das villenartige, in seinem grell weissen Anstrich die dörflische Harmonie empfindlich störende Mietshaus emporragt, noch vor 15 Jahren ein aus dem vorigen Jahrhundert stammendes altersgraues, mit seinem verwitterten Schilfdach fast bis zur Erde reichendes „Wendenhaus“ stand. Von diesem für den Anfang unseres Jahrhunderts unzweifelhaft als südliches Ende des Dorfes anzusehenden Punkte ergaben sich bis zur Insel rund 260 Schritt. Gegenüber so erheblichen Abweichungen sämtlicher Massangaben mussten bezüglich der Identität dieser Insel mit der gesuchten zum mindesten starke Zweifel aufsteigen, Zweifel, die mangels jeglicher anderweitigen, besonders neuerer Angaben in der Litteratur nur noch die mündliche Überlieferung, eine gründliche Nachfrage bei den ältesten Dorfbewohnern zu heben vermochte, da anzunehmen war, dass deren Väter, welche jenes wichtige Ereignis miterlebt hatten, ihren Söhnen, also den jetzigen Alten doch eine lebendige Erinnerung an dasselbe übermittlelt haben mussten.

Diese für unsere weitere Forschung allein noch übrige „Quelle“ spendete als anregendes Resultat zunächst den wirklichen Namen des gesuchten Eilandes, floss aber, wie ich bald wahrnehmen konnte, in zwei verschiedenen Richtungen. Der hiermit glücklich der Vergessenheit entrissene Name lautet: „die Pflingstinsel“ weil, wie es thatsächlich der Fall ist, jenes Ereignis auf dem Pflingstsonntag d. J. 1807 fiel.

Und diese Pflingstinsel, so hiess es weiter, sei die augenblicklich in der Zuschüttung begriffene vorgenannte Insel. Bald nach ihrem Festwerden sei sie von den Fischern, als den „Nächsten dazu“ in gemeinschaftliche Grasnutzung und später, trotz des Protestes der übrigen nicht zur Fischerzunft gehörenden Einwohner, welche das Geschenk der Natur als Gemeindegut ansehen wollten, mit dem Rechte der Verjährung als wirkliches, seitdem unbestrittenes Eigentum in Besitz genommen worden. Dann trat eine, das schliessliche Schicksal der Insel bestimmende, wichtige Veränderung in den wirtschaftlichen Verhältnissen des Dorfes ein. Die Einwohner hatten von Alters her das Weiderecht auf dem Pichelswerder besessen, welches in der Weise ausgeübt wurde, dass, während der „göttliche“ Kuhhirte, der als Nebenamt auch den Nachtwächterdienst inne hatte, in seinem Kahn übersetzte, die Herde nebenher den Fluss beim „Gemünde“ durchschwimmen musste, ein Schauspiel, welches die Berliner Sonntagsausflügler stets haufenweise anlockte. Als nun vor etwa 30 Jahren die Regierung die Ablösung

dieses Weiderechtes verfügte, (wie gesagt wurde, lediglich wegen des zunehmenden Verkehrs auf der Insel) sahen sich die Pichelsdorfer zur Aufgabe des gesammten Viehstandes veranlasst; damit war die vordem wegen ihres herrlichen Graswuchses geschätzte Insel ziemlich wertlos geworden, so dass, als bald darauf die Pichelsdorfer Brauerei, der als Eigentümerin des gegenüberliegenden Ufers der Erwerb derselben, sowie des trennenden, durch die inzwischen erfolgte Anlegung des Buhnsystems allmählich in Versumpfung übergegangenen Wasserarmes zur Vergrösserung ihres Geländes sehr begehrenswert war, den Fischern ein Kaufangebot machte, solches leichtes Gehör fand; und so ging für die Summe von 5000 Mark das einst heiss umworbene Eiland an den neuen Eigentümer über, der alsbald mit der Zuschüttung derselben begann.

Es wäre „so schön gewesen“ auf Grund dieser Nachrichten aus dem lebendigen Quell der Überlieferung eine „Geschichte“ der Pflingstinsel zu konstruieren, die mit dem Schicksal des Dorflebens so innige Berührungspunkte hatte, aber jene Zahlen-Differenzen forderten mit mathematischer Strenge ihre Ausgleichung.

Nur als ganz nebensächliche Begleiterscheinung war in den vorgenannten Mitteilungen noch einer kleineren Insel Erwähnung geschehen, deren beide Merkmale: „kleiner und weiter flussabwärts gelegen“ sofort die Aussicht auf Lösung aller Schwierigkeiten eröffneten; und in der That führte eine nochmalige örtliche Besichtigung, der u. a. auch der wackere Nestor des Dorfes, der im Jahre 1811 geborene Fischer und Gärtner Schüler als Gewährsmann beiwohnte, zu folgendem nicht nur aufklärenden, sondern den Widerspruch der beiden verschiedenen Ansichten auch leicht erklärenden Ergebnis: Die vorgenannte, augenblicklich unter den Schuttmassen im Verschwinden begriffene, auf den Kartenblättern in der Nähe des rechten Ufers dicht unterhalb Pichelsdorf verzeichnete ungefähr 90 Schritt lange Insel ist nicht die am 17. Ma 1807 entstandene Pflingstinsel, sondern der sog. Flachenberg (von flach = seicht, untief), eine allmählich aus unscheinbarem Anfange zu ihrer späteren Grösse angewachsene Sandbank.

Schon immer habe, so hiess es weiter, an dieser Stelle des Flusses eine für die Schifffahrt sehr hinderliche Untiefe bestanden, aber erst vor etwa 60 Jahren, also in der Jugend unseres Gewährsmannes und viele Jahre nach dem Auftauchen der Pflingstinsel sei dieselbe über den Wasserspiegel hervorgetreten*), habe sichtbar an

*) Als indirekter Beweis für diese Behauptung kann der Umstand gelten, dass in dem Vonhoff'schen Bericht der obengenannte Flachenberg, der als Merkmal zur näheren Bezeichnung der Lage der neuen, plötzlich entstandenen Insel doch kaum

Ausdehnung zugenommen, sich später mit einer üppigen Grasdecke bekleidet, sei aber, ihrem Namen getreu, immer niedriger geblieben, als die weit kleinere etwa 100 Schritt südlicher gelegene Pflingstinsel.

Und dort liegt das gesuchte kleine Eiland auch heute noch, wenngleich in einer arg verstümmelten, wohl nur dem Eingeweihten erkennbaren Gestalt, nämlich fast am Kopfende der gerade gegenüber von Café „Pichelswerder“ in die Havel stossenden, als Zugang zu dem hier von der Krahnengesellschaft erbauten Verladungsbollwerk dienenden Buhne. Bollwerk und Buhne haben den grössten Teil des Inselchens derartig bedeckt, dass von ihrem unteren, südlichen Ende nur noch ein winziger, gegenwärtig noch vom toten Wasser, des sog. Sack*) (s. vor.) bespülter Zipfel freiliegt, während die an der linken, nördlichen Seite des Bühnenkörpers freigebliebene Nordspitze des Inselchens durch einen kräftigen Weidebusch gekennzeichnet ist.

So geht nunmehr die Pflingstinsel demselben Lose entgegen, wie der Flachenberg, mit dem ihre „Geschichte“ zudem eng verknüpft ist. Dieser teilte die Fahrlinie der Havel in zwei Arme, so dass die kleineren, flussabwärts kommenden Schiffe vor demselben nach dem Pichelsdorfer Ufer, den Flachenberg links lassend, abbogen und dann zwischen diesem und der Pflingstinsel, letztere rechts lassend, wieder in das Hauptfahrwasser einlenkten; indes wurde dieser Zustand, der immer neue Sandmassen am Flachenberg anhäuften, mit der Zeit unhaltbar, und freudig begrüsst daher die Schifffahrt die vor etwa 30 Jahren begonnene Flussregulierung, welche durch Anlegen eines Bühnensystems das Wasser wieder in eine einzige Fahrlinie zusammenschloss. Durch die beiden ersten, südlich von Pichelswerder auf dem rechten Ufer erbauten Bühnen

zu umgehen gewesen wäre, nicht erwähnt wird, während andererseits als Erklärung für die immerhin auffallende Thatsache, dass sich in der Litteratur keinerlei Notiz über das Entstehen dieser grösseren Insel findet, ihre vorhin geschilderte allmähliche Entstehung dienen muss. Einen weiteren Beleg bot die Einsichtnahme der älteren in dem Archiv der Königl. Landesaufnahme aufbewahrten Original-Kartenblätter. Die Aufnahme von 1832 zeigte nur die grösste gegenüber von Pichelsdorf gelegene Insel, unterhalb des Dorfes aber gar keine Insel, lässt also den Schluss zu, dass der Flachenberg noch nicht vorhanden, oder aber wegen seiner Kleinheit gleich der Pflingstinsel übersehen wurde. Dagegen findet sich auf dem 1852 aufgenommenen Blatte südlich von Pichelsdorf nur eine kleine Insel, die nach Lage und Grösse nur die Pflingstinsel sein kann und zur Annahme berechtigt, dass der Flachenberg zu jener Zeit noch zu unbedeutend war, um den Topographen zu seiner Einzeichnung zu veranlassen.

*) Es mag hier noch angeführt werden, dass in den Mitteilungen der Pichelsdorfer Fischer die Bezeichnung: „Sack“, welche nach dem ersten Bericht über die Pflingstinsel (s. diesen) auf die Tiefe dieser Stelle Bezug hat, mit der Flucht des Wendenfürsten Jazko in Verbindung gebracht wird, indem es damals geheissen hätte: „Jetzt haben wir ihn im Sack“.

wurden nunmehr der Flachenberg und die Pflingstinsel in das tote Wasser einbegriffen, derart, dass der Flachenberg zunächst frei zwischen denselben blieb, während die zweite, gerade gegenüber dem Café „Pichelswerder“ (Rackwitz) liegende, als Fussweg eingerichtete Buhne kurz vor ihrem Kopfe unsere Pflingstinsel in zwei, oder vielmehr, einen Teil derselben bedeckend, in drei Teile zerlegte, so dass der Eindruck entstand, als läge hier statt einer ursprünglichen Insel nur ein bereits von der Buhne bewirktes beiderseitiges Landansetzen vor. Auf diese Weise ihres ursprünglichen Charakters entkleidet, konnte es geschehen, dass die wegen ihrer Kleinheit zum Unterschied vom Flachenberg stets herrenlos gebliebene Pflingstinsel, zu der unser Gewährsmann in seiner Jugend die noch scharenweise zu diesem Naturwunder wallfahrenden Berliner unzählige Mal im vollbesetzten Kahne übersetzte, bald der Vergessenheit anheimfiel in dem Grade, dass die Namen der beiden nahe neben einander liegenden, aus den Fluten erstandenen Inseln mit der Zeit fast gleichbedeutend wurden, und der eigenartige Zauber, der den kleineren, aber unscheinbar gewordenen Gegenstand umwebte, auf den grösseren, wertvolleren überging, ein wohl erklärliches *qui pro quo!*

Jetzt sind, wie bereits erwähnt wurde, die Köpfe der beiden ersten unterhalb des Dorfes liegenden Buhnen durch einen von der Pichelsdorfer Brauerei erbauten Längsdamm, hinter welchen sowohl die Pflingstinsel wie der Flachenberg der bald vollendeten Zuschüttung entgegensehen, verbunden; bald deckt ein gemeinsames Grab beide Inseln, als Opfer des alles nivellierenden Erwerbslebens und nichts wird den Wanderer, der künftig diese Stätte betritt, und dessen Auge an Stelle des ehemaligen 300 Meter breiten Pichelsee's nur den gleichmässig auf 100 Meter eingeeengten Havelfluss erblickt, daran erinnern, dass hier im Anfang des wendenden Jahrhunderts ein in der Naturgeschichte unserer Mark wohl einzig*) dastehendes Ereignis stattfand.

Es erscheint unmöglich, diese Mitteilungen zu schliessen, ohne die Frage gestreift zu haben: „Wie erklärt die Wissenschaft das geschilderte Ereignis, welches wohl geeignet erschien, den Gedanken auf vulkanische Thätigkeit zu lenken.“

In der That ist der erste Erklärungsversuch von Dittmar in den Berlinischen Nachrichten u. s. f. vom 26. Mai 1807 nicht weit von dieser Annahme entfernt. Hier wird das Entstehen der Pflingstinsel mit andern grossartigen Naturerscheinungen z. B. Monte Nuovo in Italien, Insel Santorin u. a. in Parallele gestellt und unter dem Havelbette das Vor-

*) Über einen ähnlichen Fall berichtet Berghaus (Landbuch I. p. 481) vom Dreetzer See, nördlich von Oranienburg, in welchem sich während der Nacht vom 25. auf 26. April 1832 eine kleine Insel gebildet hatte, die aber bald wieder verschwunden ist und nur eine Untiefe zurückliess.

handensein der in der Umgegend von Berlin nachgewiesenen Alaun- und Kalkschichten, sowie ausserdem von Steinkohle und Schwefelkies vorausgesetzt. In Folge Entzündung dieser „Fossilien“ habe eine Explosion von Wasserdämpfen stattgefunden, durch deren gewaltigen Druck an jener Stelle die auflagernden Sandmassen emporgedrückt worden seien.

Eine Ausführung des Autors sei wörtlich wiedergegeben, weil sie charakteristisch ist für den damaligen, sich gern in philosophischen Spekulationen ergehenden Stand der Naturwissenschaft; sie lautet:

„Sucht man die Ursachen und Gründe auf, welche gewisse Erscheinungen in der Geister- und Körperwelt hervorbringen, so werden sie so wenig frappant wie die Begebenheit sein, dass an demselben Tage, als das Eiland aus der Havel hervortrat, auch Friedrichs d. Gr. Degen und Ordensband den Invaliden zu Paris feierlich übergeben ward*.“

Dieser gewaltsamen Erklärung stellt am zweitfolgenden Tage Louis von Voss als einfache Entstehungsursache die Wirkung von Wasser und Sand entgegen. Er denkt sich einen unterirdischen, auf dem hohen Pichelswerder mit einem grossen Reservoir beginnenden und nach jener Stelle des Havelbettes hinführenden Kanal. Wurde durch einen starken Regenfall das Reservoir gefüllt, so mussten nach dem Beispiel kommunizierender Röhren die Wassermassen an dem kürzeren, tieferern Ende herausdringen und die davor liegende Sanddecke emporheben.

Der Gegensatz zwischen diesen beiden Theorien, der an die alte geologische Streitfrage zwischen Vulkanismus und Neptunismus erinnert, rief auch einen poetischen Autor, Bornemann, in die Schranken, der mit seiner „handgrieplichen Erklärung, up wat vör närrische Oart dat Insel-ding bie Pichelsdörp tom Vörschin kam“, als Beleg dafür dienen kann, dass auch in jener tieftraurigen Zeit der Berliner Witz noch Blüten treiben konnte. Es sei gestattet, wenigstens einige mit ihrem Inhalt ganz modern klingende Strofen als Proben hier wiederzugeben:

„Doch hätt de Insel Geld mitbröcht,
De Pichelsdörper Kröger lacht
Recht koboldmässig in de Fust,
Dat he oft wie en Koater prust.

Vier Gröschchen gult de Pülle Beer!
Un doch — wenn em de Havel weer
Tor Hand nich weest mit godem Roath,
Verdörst weer Alles oahne Gnoad.

*) Bezieht sich auf die am 17. Mai 1807 auf Befehl Napoleons I. unter grossem Schaugepränge stattgehabte Überbringung der oben genannten, aus Potsdam entführten (?) Reliquieen nach dem Invalidendom.

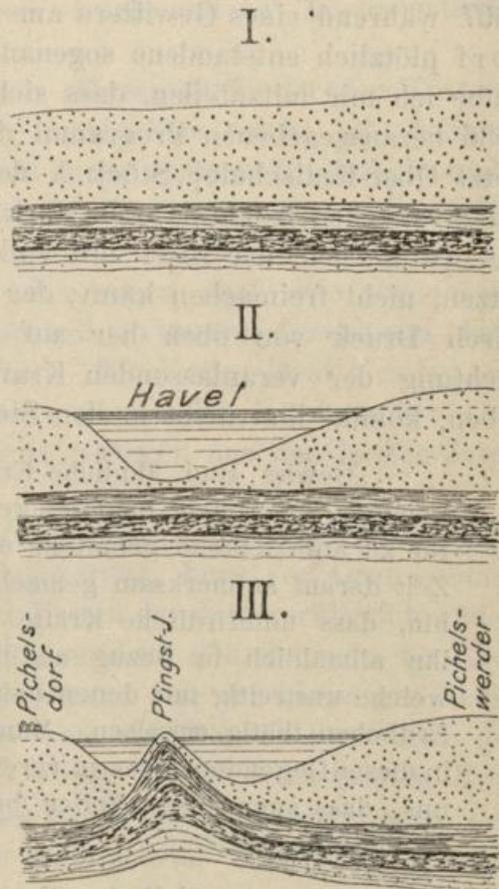
Wenn jetzt de Kröger Abends späð
 Int Bett sick legt, es sin Gebet:
 Ach lever Gott, hör dinen Knecht,
 Moack frische Inseln boald torecht.“

Der erklärende Schlussvers heisst:

„En Schelm von Schiffer hat de Sack
 Letzt umgestülpt ut Schabernack,
 Dat unnerst steit nu boaben rut
 Un süht as wie ne Insel ut.“

Welche Antwort giebt nun die Wissenschaft unserer Tage auf die aufgeworfene Frage? Sie lautet: Aufpressung weicher unterer Schichten in Folge ungleichmässigen oder aufgehobenen Druckes. Für diese auf einer einfachen Ausgleichung mechanischer Kräfte beruhende Theorie bieten die sog. Creeps in den Kohlengruben von New-castle d. h. Emporpressung einzelner Flötzstellen typische Beispiele. Die Anwendung auf vorliegenden Fall möge durch Fig. 3 erläutert werden. Denkt man sich (bei I) vor stattgehabter Erosion des Havelbettes das ganze Gebiet mit dem, sowohl den Pichelswerder wie auch das Pichelsdorfer Ufer bildenden Diluvialsand bedeckt, darunter aber weiche, plastische Thonschichten, so konnte der nach geschehener Erosion eingetretene Zustand (bei II) nur ein vorübergehender sein; denn die unter dem Flussbett ihres Druckes enthobenen, an beiden Seiten aber nach wie vor belastet gebliebenen Thonschichten mussten nebst der geringen, nicht erodierten Sandbedeckung zu einem gewissen Zeitpunkte emporgespresst werden, ein Vorgang, der mit der Entstehung der „Pfungstinsel am 17. Mai 1807 seinen Abschluss fand, (Fig. 3 III) und zwar entspricht es ganz der Natur der Sache, dass die Aufpressung an der tiefsten Stelle des Flussbettes, dem Punkte der grössten Entlastung erfolgte.

Fig. 3.
 Profile zur Erläuterung der Entstehung der Pfungstinsel.



I. Zustand vor der Erosion des Havelbettes
 II. Zustand nach der Erosion des Havelbettes
 III. Zustand nach dem 17. Mai 1807.

Eine eingehende Untersuchung des Falles erscheint, so interessant sie auch vom Standpunkte der Heimatkunde sein würde, nach Lage der geschilderten geographischen Verhältnisse so gut wie ausgeschlossen, und so mögen diese Mitteilungen sich mit der Genugthuung bescheiden, unmittelbar vor Eintritt der vollen Unmöglichkeit noch die Stelle innerhalb des neugebildeten Uferlandes bestimmt zu haben, wo einst aus den Fluten der Havel jenes Inselchen emportauchte, das trotz seiner hochinteressanten Entstehungsgeschichte so schnell der Vergessenheit anheim fiel, und dessen kartographisches Bild uns leider keines der im Handel befindlichen Blätter aufbewahrt hat.

13. Im Anschluss an die plötzlich entstandene Insel am rechten Havel-Ufer bei Pichelsdorf macht Herr E. Friedel folgende

Mitteilung über auftauchende und schwimmende Inselbildungen.

Im Anschluss an die höchst interessanten Untersuchungen, welche unser Mitglied Herr Pütz in verdienstlicher Weise über die am 17. Mai 1807 während eines Gewitters am rechten Havelufer unterhalb Pichelsdorf plötzlich entstandene sogenannte Pfingstinsel gemacht hat, erlaube ich mir mitzuteilen, dass sich K. F. von Klöden in dem Berlin, 1836 herausgegebenen Programm der Friedrich-Werderschen Realschule [jetzt Ober-Realschule] Stück X der Beiträge zur mineralogischen und geognostischen Kenntnis der Mark Brandenburg, von der Vorstellung, das Auftauchen der Insel mit vulkanischen Kräften in Verbindung zu setzen, nicht freimachen kann; der Gedanke einer Aufpressung der Insel durch Druck von oben her auf moorigen Untergrund, also mit der Richtung der veranlassenden Kraft gerade umgekehrt wie beim Erdbeben, kommt ihm nicht in den Sinn. A. O. S. 41 schreibt er:

„Gewiss sind ähnliche Erscheinungen in der Mark öfter vorgekommen, aber nicht bekannt geworden, denn in der Regel werden sie für zu unbedeutend gehalten, auch ist man überhaupt erst in neuerer Zeit darauf aufmerksam gemacht worden. Sie deuten unstreitig darauf hin, dass unterirdische Kräfte auch in diesem Boden geschäftig sind, ihn allmählich in Bezug auf Höhe und Tiefe zu verändern, Kräfte, welche unstreitig mit denen nahe zusammenhängen, welche sich in dem Erdbeben thätig erweisen. Man hat das gänzliche Fehlen dieser Kräfte in diesen Gegenden etwas zu voreilig behauptet, denn die Geschichte lehrt uns, dass auch unser Boden bereits mehr als einmal durch Erdbeben erschüttert wurde.“

Bekannt ist der Fall des Erdbebens zu Lissabon vom 1. November 1775, welches auch in der Mark verspürt wurde. Gegen Mittag wurde das Wasser in vielen Uckermärkischen Seen unruhig, z. B. im

Grossen Stechlin*) bei Fürstenberg i. Meckl., in den Seen bei Templin, sowie im Libbensee, Röddelin, Mahlgast und Nezo. In diesen uckrischen Gewässern erhob sich eine plötzliche Flutwelle, welche am Nezo-See die am Ufer beschäftigten Fischer in Lebensgefahr brachte. Sie wollten beim letzten Ansteigen des Wassers gleich einen unerträglichen Gestank wahrgenommen haben.**)

Im Juli 1831 erschien mittels eines Erdbebens im Mittelmeer plötzlich zwischen der Südseite von Sizilien und der nahe der afrikanischen Küste belegenen Insel Pantellaria, eine Insel, die 700 m Umfang hatte und bis 200 Fuss hoch war. Die Engländer hissten auf der Ferdinandea oder Julia genannten Insel ihre Flagge auf. Im November versank dies Neugebilde und Ende December 1831 war dort wieder ein tiefer Abgrund.

Vor einigen Jahren berührte ich die vorgenannte Insel Pantellaria, welche im wesentlichen einen Krater mit Vorland ringsum bildet und als eine Strafkolonie für Verbrecher dient; wenige Zeit nach meinem zweiten Aufenthalt daselbst erhob sich angesichts der Insel ein neues Eiland während eines untermeerischen Bebens. Aber auch hier dauerte die Freude nicht lange und die Insel verschwand auf Nimmerwiedersehen.

James Fenimore Cooper in seinem „Marcus-Riff oder der Krater“, einer Erzählung aus dem stillen Meer, macht eine solche plötzlich erschienene Insel sogar zum Schauplatz einer spannenden Robinsonade, welche ebenfalls mit dem Untergange der Insel samt ihrer ganzen Bevölkerung abschliesst.

Dergleichen vulkanische Inselercheinungen sind, wie angedeutet, leider oder glücklicher Weise, wie man will, in unserer friedsamem Mark Brandenburg bislang nicht nachgewiesen. Wohl aber lässt sich bei uns in der Provinz Brandenburg und den anstossenden Landschaften eine ganze Reihe von Aufpressungserscheinungen aus den letzten Jahrzehnten nachweisen.

Wie dem Berliner Börsen-Courier am 8. Mai 1873 gemeldet wurde, ist kurz zuvor in der Nähe von Birkenwerder, kurz vor Oranienburg, ein 300 Fuss langer und 20 Fuss hoher Damm der dort vorüberführenden Berliner Nordbahn nicht nur eingestürzt, sondern gänzlich von der Erdoberfläche verschwunden und an Stelle dessen ein, den bisherigen Raum des Dammes weit überschreitender See von ungefähr 15 Fuss Tiefe getreten. Zur Herstellung des Dammes waren 12 000 Schachtruten Erde verwendet worden. Die Ursache dieses mit donnerähnlichem Getöse sich vollziehenden Einsturzes soll darin zu suchen sein, dass sich vor alter

*) Bratring, die Grafschaft Ruppin S. 22.

**) Seifart, Allgem. Gesch. der Erdbeben, S. 197 bis 207.

Zeit in dem dortigen Thaleinschnitt ein See befunden habe, auf den sich wahrscheinlich im Laufe der Jahre eine Art von Moordecke gelegt hat, die wiederum durch das Hinaufwehen von Sand sich allmählich zu einer festen Decke verdichtete, unter welcher, wie in der ganzen Gegend, sich das Wasser immer mehr und mehr senkte und dadurch eine Höhlung hervorrief, die bei dem ungeheuren Druck, den der 20 Fuss hohe Bahndamm ausübte, endlich nachgab. Inzwischen hat eine vollständige Verlegung jener Strecke nach einem günstigeren Terrain stattfinden müssen.

Als die Ostbahn durch das Rote Luch bei Straussberg geführt wurde, verschwand ebenfalls der frisch geschüttete Eisenbahndamm und dafür quoll Erde und Moor an einer andern Stelle mächtig in die Höhe. Etwas gleiches ist während des Baues des die Ost- mit der Nordsee verbindenden Kaiser Wilhelm-Kanals mehrfach und in unliebsamster Weise bemerkt worden.

Herr Kaufmann Micha teilte mir kürzlich mit, wie es ihm in Rummelsburg bei Berlin ergangen, woselbst er sich ein Grundstück mit Wasserfront am Rummelsburger See gekauft habe. Eines Morgens habe er bemerkt, wie sein Grundstück vom See abgedrängt worden sei, indem sich davor ein aus dem See emporgequollener Wall von mooriger Erde gelagert. Gleichzeitig sei die hohe Anschüttung für die Verbindungsbahn versunken gewesen. Die ungeheure Last presste hier den Moorgrund derartig zusammen, dass er seitlich nach dem Rummelsburger See ausweichen musste und in demselben in Gestalt einer Barre erschien.

In der Gegend von Dreetz bei Neustadt an der Dosse liegt ein See, so erzählt Klöden a. a. O. S. 39, dessen Tiefe etwa 11 Fuss beträgt, am oberen Teile, wo der Rhin hineinfällt, hatte sich ein Kolk gebildet, von etwa 14 Fuss Tiefe. Am Abend des 25. April 18^o2 konnten die Schiffer mit ihren Rudern den Grund des Kolkes noch nicht erreichen. In der Nacht war an dieser Stelle unbemerkt eine Insel entstanden, von 5 Ruten Länge und 2 $\frac{1}{2}$ Ruten Breite und ragte mehr als 2 Fuss über dem Wasserspiegel empor, der gerade sehr niedrig war. Das Erdreich bestand aus Moor mit Sand gemengt und war so weich, dass man, ohne einzusinken, nicht darauf treten konnte. Nur vermittelt einiger Ruder, die man darauf legte, vermochte man, sich eine Art von Damm zu schaffen. Später wurde sie so fest, dass man darauf gehen konnte. Der Amtsrat Herr Cochius, liess die Insel mit Weiden besetzen, welche auch anfangs ausschlugen, aber später umfielen. Als das Wasser des See's stieg, wurde die Insel kleiner, mehr aber wurde sie durch den Wellenschlag zernagt, dem die heftigen Stürme dieses Sommers eine ungewöhnliche Stärke verliehen hatten. Im Juni 1832 war nur noch ein kleiner Teil über dem Wasser zu sehen, und im August war sie ganz vom Wasser bedeckt, und nur als Untiefe vorhanden. Die Schifffahrt

wird dadurch nicht gehindert, da sie seitwärts von der Fahrbahn liegt. An Ort und Stelle ist man geneigt, die Entstehung der Insel einer blossen Alluvion zuzuschreiben, und führt dafür an, dass im verflossenen Jahre die Einmündung des Flusses vertieft worden, um den Wasserlauf und die Schifffahrt zu befördern; dies aber scheine ein Unterwaschen der Seitenwände des Flusses zur Folge gehabt zu haben, das strömende Wasser habe einen Teil derselben fortspülen können, und in dem Kolke, nach welchem es sich hin zu bewegen pflegt, abgesetzt. Mit dieser Ansicht scheint indessen das plötzliche Erscheinen der Insel nicht verträglich zu sein. Es hätte doch eine sehr bedeutende Strecke des flachen Ufers zusammenbrechen müssen, um das, wenigstens auf 30 000 Kubikfuss zu schätzende Material zu einer solchen Insel zu liefern, und auf dem Grunde einer solchen Tiefe einen kegelförmigen Berg aufzusetzen, dessen Basis doch mindestens 4 mal so gross sein muss, als die aus dem Wasser hervorragende Fläche, wobei noch zu bedenken, dass sich doch nicht alles Losgerissene gerade an dieser Stelle abgesetzt haben wird, die Masse desselben also noch grösser sein musste; und dennoch scheint ein Uferbruch von dieser Grösse nicht vorhanden zu sein, wenigstens erwähnen ihn meine Nachrichten nicht. Aber selbst, wenn dies der Fall wäre, so scheint es doch an das Unmögliche zu grenzen, dass das Wasser in einer einzigen windstillen Nacht, und bei niedrigem Wasserstande, eine solche Ufermasse nicht bloss zusammenspülen, sondern selbst mehrere Fuss über seinen Spiegel aufhohen könne, vielmehr erinnern alle Umstände an die vorerwähnte Inselbildung in der Havel, und lassen an eine Erhebung von unten her denken, wofür auch die in der Richtung der Längachse vorhandenen Zerberstungen ein Zeugnis liefern, welche bei dem blossen Zusammenschwemmen weit weniger erklärbar sind. Die Vergänglichkeit der Insel spricht nicht dagegen, sondern ist nur Folge des losen Zusammenhanges der sie bedeckenden Erdschichten, macht aber jede weitere Untersuchung unmöglich.

Zum Kapitel der Schwimmenden Inseln vermerke ich hier noch folgende Einzelheiten.

Auf der Hälfte des Weges zwischen den Dörfern Blankenburg und Bertikow im Kreise Angermünde, so erzählt die Vossische Zeitung vom 4. Juni 1865, stösst man an den Blankenburger See, welcher sich in einer Länge von fast einer Viertelmeile gegen Südwesten erstreckt und sich an dem Südwestende nahe dem Dorfe Blankenburg auf eine Achtelmeile ausbreitet, während er an der Nordseite spitz zuläuft. Er ist ohne Inseln, nur befindet sich in einiger Entfernung vom Ufer des Südwestendes ein sogenanntes Fenn, d. h. eine moorige, mit Wurzeln von allerlei Wasserpflanzen durchzogene Fläche, welche dem Fusse nur bei dem niedrigsten Wasserstande und grosser Dürre einigermaßen sichern Stützpunkt bietet, aber vom Ufer her als Insel erscheint, da sie hohes Schilf

zeigt und mit mehreren starken Weidenbäumen besetzt ist. — Wer den See und die Gegend kannte und am 31. Mai d. J. des Weges kam, musste auf's Höchste erstaunt sein, am Nordostende des Sees eine Insel zu gewahren. Etwa 10 Schritte lang, 8 Schritte breit, fünfzig Schritt vom Ufer entfernt, liegt sie vor dem verwunderten Wanderer; hohes Schilf zeichnet den Umfang; auf ihr prangen zwei starke Weidenbäume, deren Stämme 8—10" Durchmesser hatten, daneben ein jüngerer von etwa 2" Stammsdicke. Jene beiden tragen dichtbelaubte, breite Kronen und stehen so gerade, als ob sie dort von kunstgeübter Hand gepflanzt wären. Das Ganze macht den freundlichsten Eiudruck.

Wie ist diese Erscheinung zu erklären? Der Südwestorkan des 30. Mai hat am Südwestende des Sees ein Stück des Fennes, mit jenen Bäumen besetzt, losgerissen und in fast wunderbarer Weise dieses mit grünen Segeln und lebensfrischen Masten versehene Schifflein eine Viertelmeile bis in die entgegengesetzte Spitze des Sees fortgeführt, bis es in dem seichteren Wasser strandete. Dabei ist zu bewundern, wie dies seltsame Fahrzeug die verschiedenen sonstigen Untiefen des Sees vermeiden und selbst einige Vorsprünge des Ufers, die weit in das Wasser hineinreichen, umfahren konnte. Leider hat niemand, so viel bekannt, dasselbe seinen Weg machen sehen. Es ist anzunehmen, dass es während der Fahrt bis auf die Baumkronen unter Wasser gesunken gewesen und erst da, wo der schräg aufsteigende Boden des Beckens sich dem Wasserspiegel nähert, allmählich aus der Tiefe auftauchte, wobei es jedoch merkwürdig ist, dass die Bäume nicht schräg gedrückt oder hingestreckt erscheinen, sondern den Eindruck machen, als hätten sie lange Jahre an dieser Stelle gestanden und ihre Wurzeln fest und tief eingeschlagen.

Dergleichen kleine Inseln, wenn sie unterkütig sind, d. h. auf einer leichten Unterlage ruhen, die dem Wellenschlage ausgesetzt ist und mit nicht sehr tief wurzelnden Bäumen, als Weiden, insbesondere von Erlen bestanden sind, werden bei heftigen Stürmen durch den Winddruck auf diese Bäume nicht selten losgerissen und treiben dann den Strom oder See entlang. Merken die Besitzer dies, so setzen sie den Flüchtlingen nach und holen sie wieder zurück.

Auf diese Weise ist, wie der heut anwesende Besitzer der Insel Scharfenberg im Tegeler See, Dr. Carl Bolle bestätigte, eine mit elf Erlenbäumen bestandene Insel losgerissen und dann längs des südlichen Vorlandes genannter Insel gestrandet, von den Leuten des Besitzers festgebunden worden; jetzt ist sie mit Scharfenberg hoffentlich untrennbar verbunden.

Weiter westlich im Tegeler See liegen die beiden Eilande der Grosse und der Kleine Valentinswerder, unserm Mitgliede Paul Haberkern gehörig und von ihm durch Anschüttungen zu einer einzigen Insel

vereinigt. An diese trieb vor einigen Jahren während eines Sturmes eine schwimmende Insel an, viel grösser als die vorhin von Scharfenberg erwähnte. Nachdem sie hier eine Zeitlang scheinbar landfest geworden, hat ein anderer Sturm sie zum grossen Teil wieder losgerissen und weiter getrieben.

In den Jahren 1869 bis 1873, während welcher ich als Kreisrichter in unserm Vorortstädtchen Coepenick amtierte, habe ich zum öftern den alten biedern Fischer und gelegentlichen Gastwirt Schütz am Teufelssee zwischen dem grossen Müggelsee und Müggelberg besucht. Schütz besass auf dem Teufelssee eine kleine, mit Bäumen besetzte Insel, auf der ich es etwas unheimlich zu gehen fand, weil dieselbe bei jedem Schritte bog und bebte. Im Winter befestigte Schütz die Insel bei seiner Hütte, im Sommer, sobald die Berliner Ausflügler kamen und dort in übermütiger Laune Unfug verübten, ruderte Schütz seine Bauminsel nach einer seichteren Stelle des sonst als unergründlich geltenden Teufelssees und verankerte sie dort, um das Betreten des Eilandes zu verhindern.

Die anwesenden Herren, Dr. C. Bolle und Paul Haberkern, bestätigten die Angaben des Herrn E. Friedel hinsichtlich ihrer schwimmenden Inseln im Tegeler See.

14. Herr Dr. Graebner sprach: „Über die märkische Heide“. Wir hoffen diesen Vortrag später bringen zu können.

15. Nach dem Schluss der Sitzung fand ein gemütliches Beisammensein im Ratskeller statt.

16. (10. ausserord.) Versammlung des IV. Vereinsjahres.

Sonnabend, den 29. Februar 1896, nachmittags 3 Uhr.

Besichtigung der Fabrik der Actiengesellschaft
Ludwig Loewe und Co. zu Charlottenburg (Martinikenfelde),
Kaiserin Augusta Allee 30

Zur festgesetzten Zeit hatten sich trotz des kalten Windes etwa 60 Mitglieder mit ihren Gästen eigefunden. Sie wurden von dem stellvertretenden Direktor, Herrn Haenisch begrüsst, da Herr Baurat Köhn dienstlich verhindert war. Bevor die Gesellschaft sich versammelt hatte, benutzte Herr Haenisch die Zeit, um das neue Gewehr zu erklären, dessen Herstellung später gezeigt werden sollte. Im Prinzip ähnelt es dem Modell 88, doch liegt die Mehrladevorrichtung vollständig